



ALLES IST RELATIV – mir wird übel, wenn ich diese schwachsinnige Parole ausgerechnet von denen nachplappern höre, die darauf bestehen, daß *nicht* alles relativ ist: warum sonst laufen sie Sturm gegen steigende Rüstungsetats und sinkende Sozialleistungen, gegen technologische Entwicklungshilfe und Eurozentrismus? «Relativ» heißt soviel wie «bezogen auf», also bezogen auf etwas, das von sich aus schon da ist, bevor sich einer darauf bezieht, und das vielleicht nicht mehr oder nicht mehr genau so da ist, nachdem sich einer darauf bezogen hat. «Alles ist relativ», «alles ist subjektiv»: diese selbstsicher grinsenden Redensarten, die im Strahlenkreis ihrer unendlich erhabenen Dummheit blind bleiben und blind machen für alles, was nicht relativ ist – sie hätten beste Aussichten auf die ersten Plätze in einem «Wörterbuch der Gemeinplätze» (Flauberts «Dictionnaire des idées reçues» mit seinen fratzenhaft erstarrten Sprechblasen müßte dringend auf den neuesten Stand gebracht werden). Dahinein gehörte selbstverständlich auch, sozusagen als flankierende Maßnahme und mit einem Verweis-Pfeilchen versehen, der süffige Satz «Das ist alles eine Frage des Standpunktes». Wer freilich, weil er solches Gerede für leichtfertig hält, seine Scheuklappen niet- und nagelfest an den Schlägen montieren möchte, der greife zu der bildungsstarken Formel «Es kommt alles darauf an, aus welcher Perspektive man das sieht». Wen aber nicht einmal so ein Pfauenrad von Phrase fein genug dünkt, halte sich an Nietzsches wegweisenden Fingerzeig: «Du solltest das Perspektivische in jeder Wertschätzung begreifen lernen.»

Die perspektivische Hinrichtung

Diese Anschauung hat sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert durchgesetzt. Damals wurde die Perspektive zum Prinzip erhoben – zum Prinzip der künstlerischen Darstellung, der nautischen Vorstellung und der politischen Herstellung von Verhältnissen aus einem bestimmten Gesichtspunkt, dem richtigen natürlich, immer dem richtigen. Es waren Maler und Bildhauer, die sie darstellten, zum Beispiel Masaccio und Leonardo da Vinci. Es waren Philosophen und Politiker, die sie sich herstellten, zum Beispiel Pico della Mirandola und Alexander VI. Es waren Seefahrer, die sie sich vorstellten, zum Beispiel Vasco da Gama und Kolumbus. Ausgehend von einem bestimmten Punkt, dem spanischen Hafen Palos, hatte Kolumbus Westindien anvisiert – und einige amerikanische Inseln erreicht. Spanien finanzierte die Fahrt. Doch nach seiner Rückkehr beanspruchte Portugal, gestützt auf frühere Abmachungen, die neuentdeckten Gebiete. Diesen Interessenkonflikt konnte man, salopp gesprochen, so oder so sehen: es kam ganz auf den Standpunkt an. Um eine kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden, wandten sich Portugal und Spanien an *Alexander VI.* Der umsichtig kalkulierende Kirchenstaatspolitiker klärte die umstrittenen Besitzverhältnisse, indem er einen bestimmten Blickwinkel zum bestimmenden Blickwinkel erklärte. Er überschaute die Neue Welt und teilte sie auf durch eine von Pol zu Pol reichende Demarkationslinie, die hundert Meilen westlich der Azoren verlief: ein missionarisch-kolonialpolitisches Gesamtkunstwerk, festgehalten in der Bulle «Inter caetera divinae» des Jahres 1493. Maler wie Masaccio hatten etwas dargestellt, Seefahrer wie Kolumbus hatten sich etwas vorgestellt, Politiker wie Alexander VI. im Bündnis mit den Herrschern von Spanien und Portugal hatten etwas hergestellt – die Perspektive als Schnitt, der ungefähr dem 46. Längengrad entlangführte. Im Gefolge dieses Schnitts fielen uralte Traditionen und blutjunge Köpfe.

Haken wir uns nicht daran fest, daß dieser imaginäre und zugleich höchst wirkungsvolle Trennungsstrich in späteren Verhandlungen weiter nach Westen verschoben wurde. Halten wir uns nicht dabei auf, daß dieser Papst zu seiner Rechtfertigung eine damals noch nicht eindeutig durchschaute Fälschung heranziehen konnte, die, als Konstantini-

ESSAY

Perspektive als Prinzip: Gegen Schlagwörter wie «Alles ist eine Frage des Standpunktes» – «Perspektive» seit der Renaissance ein Prinzip: Grundlage künstlerischer Darstellung, Maxime politischer Entscheidung und philosophische Methode – Ihr globaler Triumph wäre tödlich.

Karl-Dieter Ulke, München

BASISGEMEINDEN

Fünftes nationales Treffen in Brasilien: Am franziskanischen Wallfahrtsort Canindé im Nordosten – Offener Brief an die Gemeinden und Zeugnis der teilnehmenden Bischöfe – Zur Kontroverse um die Iglesia popular – Vierfache Bedeutung von «Basis» – In der Umkehr werden auch Bischöfe Basis – Theologie, die aus den Erfahrungen des Kampfes entsteht – Eine neue Form von Kirchesein: Glaube, Feier, Gemeinschaft – Basisgemeinden als Miniatur einer neuen Gesellschaft – Christliche Motivation im Prozeß der Veränderung.

Leonardo Boff, Petrópolis/Brasilien

KIRCHEN/STAAT

Kardinal Tomášek schreibt an ČSSR-Regierung: Diskrepanz zwischen offizieller Beteuerung der Religionsfreiheit und aktueller Religionspolitik – Diskriminierung als Mittel der Unterdrückung – Vatikanisches Verbot der Friedenspriesterbewegung (8. März 1982) – Staatskirchenrechtliche Abhängigkeit: Keine Trennung von Kirche und Staat – Gegen basisorientierte Aktivitäten – Moralische Stärke in schwacher Position.

Robert Hotz

LITERATUR

Christa Wolfs Erzählung «Kassandra»: Gegen das Cliché des «puren Pessimismus» – Christa Wolfs Erzählung und Aktualisierung des Mythos – Der Kontext: Frankfurter Poetik-Vorlesungen – Erzählmonolog Kassandra in der Stunde vor ihrem Tod – Konflikt in der staatlich gefestigten Familienkonstellation – Es gibt keine guten, helfenden Götter mehr – Bilder einer positiven Gegenwart in der Gemeinschaft klassenloser Frauen – Aktuelle Bezüge: Vorkrieg und Kriegsmoral – Sprachregelung und öffentliche Selbsttäuschung – Leiden der Frauen in falschen Strukturen.

Paul Konrad Kurz, Gauting b. München

WELTKIRCHENRAT

Vollversammlung in Vancouver: Der Ökumenische Rat der Kirchen im kanadischen Kontext – Offen gegen den pazifischen Raum und Begegnung mit Resten indianischer Kultur – Gottesdienstfeiern und intensive persönliche Kontakte – Erzbischof Scott und Generalsekretär Potter – Gegen ideologische Verkrustung und Machtkonzentration – Die Kirchen müssen eine die Gewalten teilende Gemeinschaft werden – Resignation bestärkt den Status quo – Allan Boesak: Friedensfrage steht im Zentrum des Evangeliums – Aus der Erklärung für Frieden und Gerechtigkeit: Ächtung der Atomwaffen.

Tilly Hanhart, Zürich

sche Schenkung bekannt, auf das achte Jahrhundert zurückgehen dürfte und den Päpsten alle Inseln zusprach. Hacken wir nicht auf Alexander VI. herum, der keineswegs schlechter war als andere Renaissance-Päpste, sondern nur geschickter, cleverer, aufgeweckter für das damalige Klima – besser gesagt: für den zapackenden Blick dieses fünfzehnten Jahrhunderts. Er stand damit durchaus nicht allein.

Ebenso zapackend, und zwar ausdrücklich mit den Mitteln der Reflexion, schafft *Pico della Mirandola* ein perspektivisches Meisterwerk. Dabei ist seine Schrift «Über die Würde des Menschen» nicht einmal erfunden, sondern nacherzählt, bis auf einen Punkt, nämlich bis auf den Standpunkt des Verfassers. Pico gibt eine Nacherzählung des biblischen Schöpfungsberichts. Als Gott sich entschloß, die Welt zu erschaffen – so beginnt die Geschichte –, wußte er von vornherein genau, was er schaffen wollte; er hatte von jedem Lebewesen eine bestimmte Vorstellung, von den Engeln bis zu den Pflanzen, und diese seine archetypischen Schöpfungsideen setzte er allesamt in die Tat um. Doch als er den Menschen schaffen wollte, fiel ihm nichts mehr ein: seine Ideen waren vollständig verbraucht und vergeben. Da faßte Gott den Entschluß, es dem Menschen zu überlassen, was er aus sich machen will. Als einzigem gab er diesem zum «Betrachter des Universums» ausersehenen Lebewesen den Auftrag, eine Perspektive von sich selber zu entwerfen – beinahe so, als hätte er Jean-Paul Sartre gelesen, der dem Menschen zuruft: Von dir gibt's keine fertige Idee; du hast keine vorgegebene Natur, die dir eingestiftet wäre und nach der du dich richten könntest – also mach dir eine! Perspektivisch sehen hieß für Pico della Mirandola, was es im Grunde noch immer heißt: ich gruppiere die Welt der Dinge und der Menschen um mich als einzigem Ausgangspunkt. Und was geschieht, wenn ein anderer in bezug auf mich dasselbe macht? Dann werde zwangsläufig auch ich einbezogen und vereinnahmt, von ihm. So entsteht jenes mörderische Duell des Blickens und Erblicktwerdens, das derselbe Sartre mit gnadenloser Genauigkeit analysiert hat.

Die machtpolitisch anwendbare Verhaltenstechnik lieferte *Niccolo Machiavelli*. Denn «Der Fürst» ist ohne Zweifel ein Höhepunkt dessen, was man als perspektivische Staatstheorie bezeichnen muß. Für Machiavelli kommt es ausschließlich auf den Standpunkt an, auf den richtigen natürlich, immer auf den richtigen. Schon in der vorangeschalteten Widmung an Lorenzo Medici heißt es: «Wie die Landschaftszeichner ihren

Standpunkt in der Ebene einnehmen, um die Beschaffenheit der Berge und der hochgelegenen Orte zu studieren, und oben auf die Berge gehen, wenn sie die Niederungen betrachten wollen, so muß man Fürst sein, um den Charakter des Volkes zu durchschauen, und dem Volke angehören, um den Fürsten richtig zu erfassen.» Gibt es eine bessere Umschreibung der Perspektive? Doch was so einleuchtend und unschuldig daherkommt, hat eine Nutzenanwendung im Gefolge, die schlimmstenfalls einleuchtend ist – unschuldig gewiß nicht mehr, denn «Gewalttaten muß man alle auf einmal begehen, damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbittern, Wohltaten dagegen muß man nach und nach erweisen, damit sie nachhaltiger wirken».

Es wäre sicher ergiebig, weiteren perspektivisch angelegten Erfindungen dieses fünfzehnten Jahrhunderts nachzugehen – etwa den Ferngläsern, den Geschützrohren und dem System der doppelten Buchführung. Inzwischen sind wir natürlich sehr viel besser geworden, durchreflektiert bis zur Undurchschaubarkeit: was im modernen «Gänsemarsch der Phrase» an Sprechreflexen spiegelbildlich sich verraten könnte, verrät nichts mehr. Auf den Standpunkt kommt es an, wenn – simpel gesagt – jede der beiden Weltmächte im Blick auf den Gegner behauptet: du bist der Stärkere (und zugleich im Blick auf sich selbst behauptet: ich bin der Stärkere). Nietzsche hatte das Prinzip im Griff: «Du solltest Herr über dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren sie deine Herren; aber sie dürfen nur deine Werkzeuge neben andren Werkzeugen sein.» Anders zu denken wäre naiv, denn so ist es eben: was zum Korrelat gerät, hat von sich aus nichts zu melden. Man muß es schon paradox umschreiben: was eine Bezugsgröße war, bevor es eine Bezugsgröße war – beispielsweise ein Kontinent, ein Wald, ein Mensch – wird immer uninteressanter, tritt zurück, verschwindet. Unsere Welt ist von Perspektiven durchzogen und von Standpunkten durchlöchert, die so dicht aneinander stoßen, daß aus der durchschnittenen und durchstochenen Wirklichkeit ein Sieb zu werden droht, aus dem Sieb aber ein Loch. Der globale Triumph der Perspektive sähe wohl so aus, daß das Antlitz der Erde einem blutenden Schnittmusterbogen gliche, bestehend aus liniert gestrichelten Schnittwunden und punktuell plazierten Stichwunden; aus lauter taktischen Gesichtspunkten ohne ein einziges intaktes Gesicht. Aber das macht nichts. Denn alles ist relativ.

Karl-Dieter Ulke, München

Verfolgte Kirche in der ČSSR erhebt ihre Stimme

Die Kirche in der Tschechoslowakei ist seit Jahren schwersten Verfolgungen ausgesetzt. Dies ist längst kein Geheimnis mehr. Daß diese Tatsache aber sogar aus dem Munde des Prager Kardinalprimas ihre offizielle Bestätigung erhält, ist neu und unterstreicht den Ernst der gegenwärtigen Situation.

Äußerer Anlaß für den Protest des 84jährigen Kardinals *František Tomášek*, den dieser in einem Schreiben an das staatliche Kirchenamt in Prag formulierte, bildete eine Fernsehsendung über «Staat und Kirchen in der ČSSR», in welcher die Gläubigen als Dummköpfe verunglimpft wurden. Die österreichische Nachrichtenagentur «Kathpress» hat am 24. August 1983 den Inhalt dieses Briefes bekanntgemacht, nachdem er von den tschechoslowakischen Medien totgeschwiegen worden war.

Unmißverständlicher Protest

Der greise Prager Oberhirte konfrontierte die ständige Beteuerung der Religionsfreiheit durch das Regime mit dessen offizieller Aussage, die Religion mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen. Die Gläubigen befürchteten auf Grund ihrer Erfahrungen, «daß sich ihre Freiheit nicht in guten Händen befinde». Zwar sei die Religionsfreiheit in Verfassung und Gesetzgebung

verankert, doch die Behörden legten die Gesetze auf ihre Art aus und relativierten sie in der Praxis. In den Schulen und an den Arbeitsstätten würden die Bürger wegen ihrer Religionszugehörigkeit klar diskriminiert. Davon seien breite Schichten betroffen. Der Kardinalprimas sprach offen vom behinderten Zugang zu den Hochschulen.

Außerdem verglich der Primas die Behauptungen über angebliche Wohltaten des Regimes für die Kirche mit den tatsächlichen Gegebenheiten. Es verschweige, daß die Gelder, die es für Kirchenrestaurationen bereitstelle, aus konfisziertem kirchlichem Vermögen stammten. Und was die Bezahlung der Priester durch den Staat anbelange, so behalte sich dieser auch vor, den Geistlichen die Ausübung ihres Berufes zu genehmigen oder zu verweigern, obwohl diese Praxis weder durch ein Arbeitsrecht noch durch ein Strafgesetz gedeckt sei.

Zum besseren Verständnis muß hierbei beachtet werden, daß in der ČSSR keine Trennung von Kirche und Staat existiert, was das kommunistische Regime längst schon für Übergriffe gegenüber der Kirche ausnutzt. Indem der Staat das Geld für die Kirchengebäude und die Saläre des Klerus ausschüttet, besitzt er auch die Möglichkeit, über diesen Weg Druck auszuüben.

Zur kommunistischen Behauptung, es gebe in der ČSSR eine religiöse Presse, meinte der Primas, man müsse die bescheidene Zahl kirchlicher Publikationen am Ausmaß der Parteipublizistik messen. Die ČSSR gehöre zu den wenigen Nationen der Erde, wo weder die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils noch neue Meßbücher, wie sie die Liturgiereform erforderte, publiziert werden konnten. Statt dessen würden bei überfallartigen Aktionen und Hausdurchsuchungen sogar alte Psalmbücher und andere religiöse Werke beschlagnahmt.

Auch hier bedarf es wohl einer zusätzlichen Bemerkung. Am 1. November 1982 hatte Kardinal Tomášek dem einzigen offiziellen katholischen Wochenblatt, «Katolícké noviny», das Imprimatur entzogen, nachdem diese Zeitung weiterhin als Sprachrohr der regimehörigen Friedenspriesterbewegung «Pacem in terris» diene, obwohl die vatikanische Kleruskongregation die Zugehörigkeit zu dieser Bewegung am 8. März 1982 untersagt hatte.

Schon damals zeichnete sich der offene Konflikt mit dem Regime ab, denn bis zu diesem Zeitpunkt gehörte rund ein Drittel aller Priester in der ČSSR dieser Bewegung an. Das Verbot bewirkte, daß in der Folgezeit ein Großteil der Mitglieder ungeachtet aller behördlicher Druckversuche diese Bewegung verließ, welcher sie zumeist ja auch nicht freiwillig angehört hatten.

Was die staatliche Arbeitsbewilligung für Priester anbelangt, so haben gegenwärtig rund 500 Geistliche Berufsverbot, obwohl nur zwei Drittel aller Pfarreien besetzt sind. Zudem ist der Klerus überaltert, so daß die 50 bis 60 Neupriester pro Jahr die Abgänge in keiner Weise aufzuwiegen vermögen. In seinem Brief prangerte denn der Kardinal auch die behördliche Heuchelei an, die von 600 Priesterkandidaten spricht, ohne jedoch anzugeben, wie viele tatsächlich zum Theologiestudium zugelassen werden. Zwar gebe es offiziell keinen «Numerus clausus», aber dafür eine staatliche Planung des kirchlichen Personalbedarfs. Und dieser Bedarf werde den Verantwortlichen schon sechs Monate vor den Aufnahmegesprächen mit den jeweiligen Kandidaten, bei denen übrigens ebenfalls staatliche Stellen mitmischen, mitgeteilt.

Jahrzehntelange Repression

Wie man sieht, genießt die katholische Kirche in der ČSSR wahrscheinlich wenig Bewegungsfreiheit. Von den 13 Diözesen sind auch nur deren fünf mit Bischöfen besetzt, während der Rest von Kapitelsvikaren verwaltet wird. Das Regime benutzt schon seit Jahren die Erlaubnis zu Bischofsernennungen als Druckmittel bei seinen Verhandlungen mit dem Hl. Stuhl. Diese Verhandlungen, die seit 20 Jahren im Gange sind, haben bisher nur magere Ergebnisse gezeitigt, was der Primas auf die Intransparenz der staatlichen Behörden zurückführt.

Das Verbot der Friedenspriesterbewegung «Pacem in terris» zeigt allerdings, daß man sich auch im Vatikan unter *Johannes Paul II.* zu schärferen Reaktionen durchgerungen hat. Schließlich war es Kardinal *Stefan Wyszyński* auch gelungen, die Pax-Priester in Polen in die Schranken zu weisen. Und der Erfolg scheint dem Vatikan in der ČSSR vorerst recht zu geben, denn die dortige Friedenspriesterbewegung schrumpfte infolge des vatikanischen Verbots auf einen unbedeutenden Rest zusammen. Doch die Tschechoslowakei ist nicht Polen. Im November 1981 warnte ein Mitglied der tschechoslowakischen Bundesregierung, *Matej Lúčan*, unmißverständlich, daß jeglicher Angriff gegen «Pacem in terris» einen indirekten Angriff auf das sozialistische System darstelle. Und die Behörden besitzen genügend Druckmittel.

Am 27. März 1983 führte die Polizei in mehreren Wohnungen von Franziskanern Hausdurchsuchungen durch, konfiszierte religiöse und theologische Schriften, verhörte rund 20 Franziskaner und nahm deren fünf fest. Seit 1950 sind nämlich sämtliche Ordensgemeinschaften in der ČSSR verboten worden, was

jedoch nicht hinderte, daß diese im Untergrund weiterexistierten. Es besteht in der ČSSR so etwas wie eine geheime Parallelkirche, was gewisse Spannungen schafft, da sich die offizielle Kirche dadurch noch einem Druck aus den eigenen Reihen ausgesetzt sieht. Daß im Untergrund auch publiziert wird, so die monatlich erscheinende Informationszeitschrift «Informace o cirkvi» (Informationen über die Kirche), ist den Behörden ein besonderer Dorn im Auge. Bisher ist es dem Regime nicht gelungen, diese Publikation zu unterbinden.

Die von den Kommunisten verfolgte Einschüchterungstaktik ist jedoch nicht ohne Resultate geblieben. Die Teilnahme am kirchlichen Leben wird sorgsam registriert, die Gläubigen in der Schule und am Arbeitsplatz werden auf vielfältige Weise schikaniert, die berufliche Laufbahn und die gesellschaftliche Stellung behindert. Die unmittelbare Folge davon ist, daß rund zwei Drittel aller Gläubigen vom Kirchenbesuch Abstand nehmen. In den ländlichen Gebieten der Slowakei vermochte sich die Kirche besser zu halten als in der Tschechei, wo sich die Lage sehr verschlechterte.

Obwohl der Religionsunterricht in den Schulen gesetzlich erlaubt ist, nehmen nur noch drei bis fünf Prozent der katholischen Kinder daran teil, weil damit die berufliche Zukunft in Frage gestellt ist. Außerdem haben auch die Eltern mit Benachteiligungen zu rechnen.

Moralische Stärke in schwacher Position

Die Bischöfe und mehr noch die Kapitelsvikare sind weitgehend machtlos. Sie sind in allem von der Erlaubnis des staatlichen Kirchensekretariats abhängig. Sie können ohne dessen Zustimmung weder einen Geistlichen ernennen noch versetzen, bedürfen selbst für die Firmung der staatlichen Genehmigung. Bischöfliche Verlautbarungen müssen zuerst der Zensur unterbreitet werden. Um koordinierte Aktionen des Episkopats zu unterbinden, ist den Bischöfen nicht einmal eine gemeinsame Bischofskonferenz gestattet. Da auch die sogenannte Kirchenpresse vom Staat überwacht und gegängelt wird, beschränkt sich die religiöse Informationsmöglichkeit praktisch weitgehend auf die Untergrundpublikationen.

Die tschechoslowakischen Kommunisten haben in der katholischen Kirche seit eh und je einen zentralen ideologischen wie politischen Gegner gesehen, und die Ereignisse um den Prager Frühling von 1968, die auch religiöse Akzente aufwiesen, sowie die Charta 77 haben sie in dieser Überzeugung noch bestärkt. Wie die antireligiösen Pressekampagnen der jüngsten Zeit beweisen, ist dem Regime aber auch der polnische Papst ein Dorn im Auge, da es in ihm einen energischen Antikommunisten wittert. Das Geschehen in Polen dürfte die Angst der tschechoslowakischen Kommunisten zusätzlich geschürt haben.

So droht das ohnehin gespannte Verhältnis von Kirche und Staat in der ČSSR wieder einmal in einen offenen Konflikt auszuarten. Der Kardinalprimas stellte in seinem Schreiben an die Verantwortlichen des Kirchensekretariats die Frage, wem diese Art von Religionspolitik nütze, und bat sie, darüber nachzudenken, ob es nicht auch vom staatlichen Gesichtspunkt aus im Interesse des friedlichen Zusammenlebens und anderer Werte eine fruchtbarere Alternative als diese alten, andauernden und überflüssigen Konflikte gebe. Ausdrücklich betonte der Primas, daß die Gläubigen bereit seien, ihren Beitrag zum Wohl der Gesellschaft zu leisten. Und er meinte, auch dem Staat wäre mit einer freien Mitarbeit der Katholiken bei der kulturellen, ethischen und sittlichen Entwicklung der Gesellschaft mehr gedient als mit einer Pattsituation.

Man muß allerdings bezweifeln, daß der Appell des Kardinalprimas vom Regime positiv beantwortet wird. Auch die Kommunisten wissen, daß die Kirche derzeit am kürzeren Hebel sitzt. Sie hat niemals den gleichen Rückhalt im Volk wie beispielsweise in Polen.

Lange schon vor der kommunistischen Machtergreifung haben die Hussitenkriege, die Gegenreformation des Habsburgerreiches, der Josephinismus mit seinem Staatskirchentum und die nationale Erneuerung unter protestantischen Impulsen die katholische Kirche in Böhmen und Mähren geschwächt. Als weitere Elemente kamen noch der Panslawismus zwischen den beiden Weltkriegen und die faschistische Episode unter Tiso in der Slowakei hinzu. Dieses Gewicht der Vergangenheit, das der katholischen Kirche anhing, hat das Spiel der tschechoslowaki-

schen Kommunisten nach 1948 nicht unwesentlich erleichtert. Die Stellung der katholischen Kirche war und blieb angeschlagen. Sie wird auch weiterhin gezwungen sein, aus ihrer Schwäche heraus mit moralischer Stärke zu operieren.* Robert Hotz

* Quellen: Kathpress, Wien, No. 162/24.8. 1983. - Informationen und Berichte, Königstein. - Informationsdienst des kath. Arbeitskreises für zeitgeschichtliche Fragen, Bonn. - Alexander Tomsky, Der Katholizismus in der Tschechoslowakei, in: Paul Lendvai (Hrsg.), Religionsfreiheit und Menschenrechte, Graz/Wien/Köln 1983.

Basisgemeinden: Neue Kirche für neue Gesellschaft

Zum fünften Treffen der kirchlichen Basisgemeinden Brasiliens (Canindé, Juli 1983)

Kein anderes Land von vergleichbarer geographischer Ausdehnung und Bevölkerungszahl kennt eine so intensive Bewegung von kirchlichen Basisgemeinden wie Brasilien. Zum fünften Mal¹ sind jüngst (4.-8. Juli) deren Vertreter «aus den letzten Winkeln des Hinterlandes ebenso wie aus den Randgebieten der Städte» zu einer «interessanten» Versammlung zusammengekommen. Sie fand im franziskanischen Wallfahrtsort *Canindé*, im Staat Ceará/Nordostbrasilien, und somit im großen Dürregebiet statt, wo sich nicht ohne menschliche Mitschuld zusehends Elend, Krankheit und Hunger ausbreiten.² Doch nicht Resignation, sondern Glaube und Hoffnung prägten dieses Treffen, wie sowohl ein Offener Brief der Versammlung an alle Gemeinden (im folgenden *Brief aus Canindé* genannt) als noch eigens ein «Zeugnis» der 33 (bisherige Höchstzahl) teilnehmenden Bischöfe³ bezeugt. Bezeugt wird von den Bischöfen, daß die Kirchlichen Basisgemeinden (Abkürzung: KBG, portugiesisch: CEB) in Brasilien «wirklich eine neue Form des Kircheseins» sowie «Zentren der Evangelisierung, Werkzeuge zum Aufbau des Reiches Gottes und Träger von Befreiung und Entwicklung» sind und dies «im Bemühen, die Hoffnungen des Volkes zu verwirklichen».

Obwohl dieses Zeugnis sich jeder polemischen Andeutung enthält und lediglich erwähnt, es seien neben der Begeisterung über die Anwesenheit auch Klagen über die Abwesenheit von Bischöfen laut geworden, dürfte es durch eine neuerdings nach Brasilien hineingetragene Kontroverse um die Basisgemeinden und ihre angebliche Konzeption einer *Igreja* (span. *Iglesia popular* («Kirche des Volkes» bzw. Kirche vom Volke her) mitveranlaßt sein. Hineingetragen wurde sie durch den früheren Direktor des Pastoralinstituts des Lateinamerikanischen Bischofsrats CELAM in Medellín, den deutschstämmigen Dom *Boaventura Kloppenburg OFM*⁴, den Rom vor einem Jahr (Sept. 1982) zum Weihbischof von Salvador da Bahia ernannt hat und der heuer sein 1977 auf spanisch erschienenen Buch über die «Kirche des Volkes» in einer auf Brasilien hin aktualisierten portugiesischen Fassung herausgebracht hat. Angesichts der darin enthaltenen Verdächtigungen wurde er eigens nach Canindé eingeladen, damit er sich an Ort und Stelle ein Bild machen könne. Er nahm die Einladung zunächst auch an, zog dann aber seine Anmeldung im letzten Augenblick zurück. Seine Kampagne erhielt zusätzliche Virulenz durch das Auftreten des Papstes in Nicaragua gegen die angeblich dort grassierende ähnliche

Vorstellung einer (von den Bischöfen unabhängigen) *iglesia popular* Anfang März.⁵

Die Bewegung der Basisgemeinden in Brasilien ist allerdings schon viel zu stark, als daß sie sich durch solche Angriffe wirklich bedroht fühlen würden. Immerhin war ihnen die innerkirchliche Situation Grund genug, um in Canindé einmal mehr auf ihr «Kirchesein» zu reflektieren (so im folgenden auch unser Autor *Leonardo Boff* als einer der teilnehmenden Theologen), bevor sie das Hauptthema des diesjährigen Treffens anpackten: *Kirchliche Basisgemeinden: Vereintes Volk - Samenkorner einer neuen Gesellschaft*. L. K.

FÜR UNS BERATER UND Theologen war Canindé das faszinierende Schauspiel einer großartigen Begegnung, die geprägt war vom Sinn für Organisation, Sicherheit und Beteiligung aller Teilnehmer. Wie bei den vorherigen Treffen ging alles auf die Initiative der Mitglieder der Basis zurück: die Thematik, die Aufteilung in die Gruppen, die Plenumsveranstaltungen, die Leitung der Gottesdienstfeiern. Gleichwohl gab es kein geschlossenes Ghetto, alle Gruppen waren beteiligt (Bischöfe, Pastoralträger usw.). Dennoch wurde auf die Unterschiede Wert gelegt. Nicht einen einzigen Augenblick verfiel man einem naiven Demokratismus oder demagogischen Nivellierungen. Im Gegenteil: Die Mitglieder der Basis rühmten sich, wenn auch ihre Bischöfe dabei waren. Diese lauschten aufmerksam den Ermahnungen und Botschaften der Laien - einfacher, aber in ihren Gemeinden und in ihrem gesellschaftlichen Raum fest engagierter Männer und Frauen. Es war beeindruckend zu sehen, wie der Generalsekretär der Bischofskonferenz, Dom *Luciano Mendes de Almeida*, Plakate malte und mit geschickter Hand in Graphiken die Ergebnisse seiner Arbeitsgruppe festhielt. Die Berater verteilten sich auf die Kleingruppen; im Plenum äußerten sie sich nur, wenn sie von den Vertretern der Basis dazu aufgefordert wurden. Mit einem Wort: Die Bischöfe kamen auf die Ebene des Volkes herab, und das Volk stieg auf die Ebene der Bischöfe hinauf. So war das hervorragende Merkmal dieser Begegnung die Integration der ganzen Kirche als Volk-Gottes.

Das Vorgehen in Canindé unterschied sich beträchtlich vom Stil üblicher Studententreffen, an die sich auch die Pastoralträger und Bischöfe inzwischen gewöhnt haben: Speziell eingeladene Referenten (Theologen, Sozialwissenschaftler oder Fachleute in Pastoral) halten ihre Vorträge vor dem Plenum, dann geht's in Arbeitsgruppen und schließlich findet sich alles im Plenum zu einer offenen Diskussion wieder. In Canindé war das reflektierende Subjekt das Kollektiv. Deshalb gab es auch keinen einzigen thematischen Vortrag. Jedermann war das Generalthema bekannt. Anhand der wichtigsten Fragen des Lebens bildeten sich Gruppen. Diese berichteten im Plenum ihre Ergebnisse, die dann offen diskutiert wurden. Eine Gruppe schrieb den Bericht vom laufenden Tag, während sich eine andere die wichtigsten Fragen merk-

¹ Vgl. den Rückblick auf die drei ersten und den ausführlichen Bericht über das vierte Treffen in *Orientierung* 1981, S. 126ff.

² Über die katastrophale Lage und die mangelhaften, teilweise kraß ungerichteten Maßnahmen der Behörden usw. haben die 12 Bischöfe des Staates Ceará am 17. Juni ein ausführliches Dokument herausgegeben. Vom 13.-15. August wurde ein allgemeines Solidaritätsfasten gehalten.

³ Darunter Kardinal *Aloisio Lorscheider*, Erzbischof von Fortaleza (hauptverantwortlich für die Vorbereitung), sowie *Luciano Mendes de Almeida*, Generalsekretär der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB), und *Celso Quieroz*, Beauftragter der CNBB für die Basisgemeinden (beide sind Weihbischofe von Kardinal Arns in São Paulo).

⁴ Die Ernennung eines 64jährigen zum Weihbischof ließ eine gezielte Regie vermuten. Kloppenburg stammt aus dem Bistum Münster/Westf., kam aber bereits als 4jähriger mit seinen Eltern nach Brasilien. Er war lange Jahre in Petropolis Professor für Dogmatik und Chefredaktor der «*Revista Eclesiástica Brasileira*». Kloppenburg ist Mitglied der Internationalen Theologenkommission in Rom.

⁵ Auf der anläßlich des Papstbesuchs in Haiti anberaumten CELAM-Versammlung wurde in einer Sonderkommission festgestellt, daß keiner der anwesenden Bischöfe Hinweise auf effektive Anbahnungen einer von den Bischöfen unabhängigen *iglesia popular* geben konnte.

te, die am folgenden Tag erneut in den Gruppen vertieft, ins Plenum gebracht und in der sich anschließenden Diskussion noch einmal offen erörtert werden sollten.

Auf diese Weise wurde das Monopol gebrochen, das sonst kleine spezialisierte Eliten mit ihrem Wissen und mit ihrer Wortgewandtheit haben. Der Wert solcher Eliten soll nicht bestritten werden; aber in der Gruppe, in der jeder redet, produzieren *alle* das Wissen und das erhellende Wort. Vorrang hatte der Austausch von Erfahrung und Wissen: das Volk mit seinem in Kampf, Schweiß und Blut gewonnenen Wissen und der «*intelectual orgánico*» (der in das Volk und seine Sicht der Probleme integrierte Intellektuelle) mit seinem aufgrund seiner Bildung, wissenschaftlichen Reflexion und aus Büchern erworbenen Wissen.

Aus der Begegnung schöpft das Volk Kraft für seinen Weg, da es sich Verbündeten gegenüber sieht, die ihr Prestige in den Dienst der Befreiung stellen, die ihm von der großen Gesellschaft versagt wird. Dabei äußerten sich die Teilnehmer von der Basis im Plenum vor Wissenschaftlern und Bischöfen mit großem Selbstvertrauen zu den großen Problemen wie Grund und Boden, Arbeitslosigkeit usw., und zwar in einer bedächtigen, aber sehr direkten Sprache. Arbeiter haben weder die Gefälligkeit noch die Rhetorik, mit denen die gängigen Politiker die Probleme mehr vertuschen als offenlegen. Was sie sagen, sind keine Wörter, sondern Fakten – Realitäten, die bluten. Niemals prangern sie nur an, sondern erzählen immer auch die Siege und Errungenschaften. In ihren Berichten hat nie das Leiden das letzte Wort, sondern die Hoffnung und die Gewißheit, daß sich Gott für die Sache der Armen verbürgt und daß diese deshalb letztlich unbesiegbar ist.

«Basis» – Eine neue Form von Kirchesein

Gerade dieser Umgang der verschiedenen Teilnehmer untereinander bestätigte das Wort der Bischöfe, daß hier eine neue Form des Kircheseins im Entstehen ist. Die Geschichte, ja schon das Neue Testament kennt verschiedene Modelle: man denke an das Matthäusevangelium, an Paulus und an die Pastoralbriefe. Auf uns ist ein Modell der Kirche als Gesellschaft gekommen, dem ein anderes von der Kirche als Gemeinschaft gegenübersteht, wie es im großen und ganzen im ersten Jahrtausend galt und auf die apostolische Zeit und Jesu Jüngerkreis zurückgeht, woran nun die Basisgemeinden schöpferisch anknüpfen.

Was macht die Kirche als *Gemeinschaft* aus? Hier herrschen die unmittelbaren, primären, affektiven und aus der Anonymität hervortretenden Beziehungen vor. Die Leute kennen sich mit Namen und teilen miteinander nicht nur ihren Glauben und ihre Hoffnung, sondern auch ihr Leben und ihre Kämpfe. Die so strukturierte Kirche übt neben ihrer spezifisch religiösen Funktion auch eine eminent humanisierende und integrierende Wirkung aus.

Demgegenüber beruht die als *Gesellschaft* verstandene Kirche auf anonymen, funktionalen und interessegeprägten Beziehungen. Der Gläubige geht zur Kirche, den zelebrierenden Priester oder Beichtvater braucht er dabei nicht zu kennen. Es genügt ihm das Sakrament. Die Kirche-als-Gesellschaft hat eine sehr klare Struktur: hier der Klerus, dort die Menge der Gläubigen. Auch wo sie nicht nur Kunden der Pfarreien, sondern Mitglieder von Vereinen usw. sind, rühren sie nicht an die hierarchische Struktur, und so hat man weithin unter Kirche nur noch den Kreis von Hierarchen (Papst, Bischöfe, Priester) verstanden.

Die KBG liegen auf der Linie der Kirche-als-Gemeinschaft. Sie sind und verstehen sich als *Basis*. Was aber meinen sie damit? In ihren Überlegungen lassen sich vier Bedeutungsebenen unterscheiden:

► Basis ist gleichbedeutend mit Grundlage, Prinzip, Wesen. So heißt es, die Gemeinde baue auf dem auf, was für den christlichen Glauben grundlegend und wesentlich sei: Jesus Christus, Evangelium und Nachfolge von Leben, Los und Leiden Christi in der Kraft des Heiligen Geistes. Dies ist die theologische Bedeutung von Basis.

► Basis ist, was der Spitze von Kirche und Gesellschaft gegenübersteht. Dabei geht man davon aus, das Ganze sei nach Art einer Pyramide organisiert und die Spitze habe eine breite Basis zu führen und zu

leiten. Freilich braucht die Spitze oder Kuppel die Basis nicht unbedingt zu unterdrücken. Zwischen beiden kann sehr wohl auch Mitsprache und Stellvertretung herrschen. Unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen verfügt die Basis in der Regel weder über Haben noch über Macht noch über Wissen; mit anderen Worten: Basis sind die Armen. In der Kirche besteht die Basis aus denen, die nicht zum Kreis der Hierarchen gehören, das heißt aus den Laien, die kaum an den innerkirchlichen Entscheidungen (Ernennung von Bischöfen, Wahl der Pfarrer, Festlegung der Ziele in der Pastoral) beteiligt sind. Dagegen gab es Zeiten in der Kirche, in denen die Bischöfe unter Mitwirkung des Volkes gewählt wurden und eine Bischofsernennung ohne das Votum des Volkes ungültig war. Soweit die gesellschaftliche und kirchliche Bedeutung von Basis.

► Basis kann weiterhin einen pädagogischen Prozeß bedeuten. Vorschläge und Entscheidungen, insbesondere solche, die alle angehen, müssen soweit wie möglich von unten her, von der Basis her diskutiert werden und reifen. Alle kirchlichen und gesellschaftlichen Schichten müssen eingespannt werden. «*Basismo*» nennen einige dieses Vorgehen im abschätzigen, modischen Sinn. Aber es gibt eine alte Regel, die in der Urkirche hoch in Ehren stand: «Was alle angeht, muß auch von allen entschieden werden». Dieses Vorgehen praktiziert die Basis allerorten in folgendem methodischen Dreischritt: Zunächst gilt es, die Realitäten zu *sehen*, die dann nach den Kriterien des Evangeliums *beurteilt* werden müssen; schließlich kommt es darauf an, so zu *handeln*, daß die Situation verändert wird. Dies ist die pädagogische Bedeutung von Basis.

► Basis benennt endlich noch eine kleine Gruppe oder Gemeinschaft, in der die Menschen Glauben und Leben miteinander teilen und sich in dem oben unter dem Stichwort «Gemeinschaft» beschriebenen Beziehungsnetz gegenseitig stützen. Dies ist die anthropologische Bedeutung von Basis.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob *auch Bischöfe und Priester Basis* seien: Nein im Sinne des Gesellschaftsmodells, Ja im Sinne des Gemeinschaftsmodells, d. h. wenn sie sich auf den Weg der Gemeinschaft einlassen, Machtitel aufgeben und tatsächlich zu Brüdern ihrer Brüder und Schwestern werden. Anders gesagt: wenn sie ihre Funktion nicht zur Fraktion machen, sondern sie im Dienst der Verlebendigung und Integration der anderen Begabungen und Dienste sehen. Dabei geht es um eine notwendige Wechselseitigkeit in der Gemeinschaft, die eine Verhärtung der Pole vermeidet, wie sie dort herrscht, wo Bischöfe oder Priester ihre Gläubigen untertan halten und selber aufhören, Animatoren nach Art des Geistes zu sein, und wo Laien Bischöfe unter Druck setzen, an den Rand drängen, sodaß die Gemeinde kopflos wird. In Canindé war der Ruf unüberhörbar, es sollten sich noch mehr Bischöfe auf den Weg der Basisgemeinden einlassen, desgleichen Ordensleute, Männer und Frauen, sowie Seminaristen, für die man eine volksnahe, den eigenen Ursprüngen nicht entfremdende Ausbildung forderte. Im Brief aus Canindé heißt es von den eben genannten Kirchenleuten sehr positiv, *alle hätten einen Prozeß der Umkehr* gemacht:

«Die Bischöfe werden schlichter, schenken unseren Überlegungen Gehör und ändern ihren pastoralen Stil in Richtung auf Brüderlichkeit und Gemeinschaft. Aber noch mehr Bischöfe müßten diese neue Form von Kirchesein verstehen, deren Wurzeln ja bis in die Gemeinschaft der Apostel reichen, und sich darauf einlassen, an der Seite des Volkes, das in Brasilien in seiner großen Mehrheit religiös und arm ist, diesen Weg zu gehen. Wir wünschten uns, daß sie uns mehr Raum für Mitsprache und Entscheidung im pastoralen Leben gäben. Auch im Blick auf die Bischöfe müßte wahr werden, was Jesus uns sagt: «Ihr alle seid Brüder» (Mt 23,8). Jeder bezeugt auf seine Weise das Evangelium, aber alle sind wir Jünger des Herrn.»

Glaube – Feier – Gemeinschaft

Die Basisgemeinden wollen *sichtbare Kirche* sein durch Glauben, Feier des Gottesdienstes und Gemeinschaft. Der Glaube, als etwas überaus Kostbares geschätzt, ist das große Kennzeichen der KBG. Glaube ist hier nichts Einlullendes, kein Allheilmittel für Mittelmäßige, Zufluchtsort für Angsthasen oder Resignation vor dem Elend der Welt. Glaube ist hier Prinzip von Kritik und Engagement zur Befreiung des ganzen Menschen

und jedes Menschen, angefangen mit dem objektiv Unterdrückten unserer kapitalistischen Gesellschaft. Den wichtigsten Bezugspunkt markieren für einen solchen Glauben das Wort Gottes, die Praxis Jesu und das Vertrauen auf die vulkanische Kraft des Geistes. Jemand sagte im Plenum: «Wir bringen das Evangelium in unser Leben und unser Leben ins Evangelium.» Aus der wechselseitigen Verbindung zwischen Evangelium und Leben entstehen die Dimension der Befreiung von aller Ungerechtigkeit wie auch der Hunger und Durst nach Mitsprache und Teilhabe an Gesellschaft und Kirche. Der Glaube wird zum Sauerteig, der die Menschen auf den Weg bringt («Weg» ist ein Schlüsselwort in der Begrifflichkeit der KBG). Da gibt es Kampf und Auseinandersetzung mit den Kräften des Antireiches, und es fehlt nicht an Märtyrern, aber auch nicht an Samenkörnern des neuen Himmels und der neuen Erde. Im Dienst am Glauben entstehen die verschiedensten Ämter und Dienste: Verkündigung des Wortes, Bibelkurse, Jugend-Katechese, Vorbereitung auf die Sakramente des Glaubens usw.

Eine Kirche lebt nicht nur vom Glauben, sondern vor allem von der *Feier* des Glaubens. Feiern heißt nicht einen Ritus vollziehen, sondern im Ritus das Leben vor Gott und vor den Brüdern und Schwestern feiern. Die KBG reservieren ihre hohen Zeiten für die gottesdienstlichen Feiern. In Canindé fanden, wie schon bei den früheren Treffen, jeden Tag große, von den Teilnehmern selbst vorbereitete Feiern statt. Der Symbolreichtum des Volkes und das Hereinnehmen des Körpers, der Musik und der Volkskultur (Bänkelsänger und Stegreifdichter) kontrastieren zum oft kalten Formalismus in der Mehrzahl der liturgischen Gottesdienste unserer Großkirche. Das Volk erarbeitet sich in solchen Feiern die Mystik von Widerstand und Engagement. Im Brief aus Canindé berichten die Teilnehmer:

«Am Ende des zweiten Tages hielten wir eine großartige Feier des Erbarmens und der Vergebung Gottes. Die Leitung hatte unser Bruder Dom *Pedro Casaldáliga*.⁶ Es war beeindruckend, wie Schwarze, Frauen und Männer, Industrie- und Landarbeiter stehend ihrem jeweiligen Nachbarn die Hände auflegten und so symbolisch darstellten, wie ihnen die Gnade Gottes mitgeteilt wurde. Dann knieten sich die Bischöfe vor die Versammlung nieder und baten um Vergebung. Danach gaben sie uns im Namen Gottes und der Kirche die göttliche Verzeihung. Ergriffen umarmten wir uns alle, denn wir spürten den Frieden und die Liebe des Vaters in unseren Herzen und in den Gesichtern unserer Brüder und Schwestern.»

Zu Glaube und Feier tritt als drittes Kennzeichen die *Gemeinschaft*. Davon war schon die Rede, doch ist zu unterstreichen: ein *neuer Stil* in der Gemeinschaft *aller*: Neben dem Bischof muß, wie gezeigt, der Bänkelsänger zählen und Geltung finden, neben dem Priester der Laie, der eine Gruppe leitet, neben dem Ordensmann der Landarbeiter und neben dem Armen, den Gott liebt (gerade weil er arm und nicht so sehr weil er gut ist), auch der Reiche, der sich zur Sache der Gerechtigkeit bekehrt hat. Dabei zeigt sich die evangelische Brüderlichkeit in der Komplementarität der Funktionen und in der Überwindung einer allzu rigorosen kirchlichen Arbeitsteilung. So hat auch niemand das Monopol des Lehrens, sondern alle lernen voneinander (vgl. Mt 23,10). Jemand sagte in Canindé:

«An den KBG sind die nach der Apostelgeschichte *echten Merkmale von Kirchlichkeit* abzulesen: der apostolische Glaube, das Brechen des Brotes, die Gemeinschaft bzw. das Teilen der Güter und das Gebet. Mehr noch: Freude, Verfolgung um des Glaubens willen, Offenherzigkeit des Wortes (parrhesia) und Wanderpredigtum. Und ihrem ganzen Stil nach sind sie *eins* (das heißt geeint mittels der Bischöfe mit der Großkirche und vereinigt mit Jesus Christus, mit dem Reich Gottes, mit seiner Sendung und mit seiner Hoffnung), *heilig* (durch das Engagement für Gerechtigkeit, durch die Solidarität usw.), *katholisch* (weil sie sich an jeden Menschen und an den ganzen Menschen wenden) und *apostolisch*, weil sie zum Glauben, zum Leben und zur Sendung der Apostel ebenso wie zur Gemeinschaft mit den Hirten der Kirche stehen, obwohl diese ihnen zuweilen nicht gleichermaßen entsprechen.»

⁶ Bekannt durch seine Gedichte und seinen prophetischen Einsatz für die Indianer, entging er mehrmals nur knapp der drohenden Ausweisung.

Hauptanliegen des Treffens in Canindé war es, das Verhältnis zwischen Basisgemeinden (KBG) und neuer Gesellschaft weiter zu klären. Man ging vom Faktischen aus und wollte darüber zuerst genau Bescheid wissen. Wie sieht das Leben des Volkes in den einzelnen Regionen aus, und wie reagiert das Volk darauf? In den Berichten kamen im wesentlichen fünf Problemerkern zur Sprache: fehlender Grund und Boden, die Proletarisierung von Landarbeitern und Kleinbauern, die hoffnungslose Arbeitslosigkeit, die Dürre in Nordostbrasilien und der allgemeine Hunger. Die Diskussionen im Plenum zeigten, daß die führenden Klassen nicht mehr den geringsten Kredit haben: Die Regierung hat alles Ansehen verspielt und wird nicht als Repräsentantin des Volkes, sondern als Vertreterin der Interessen des Kapitals betrachtet. Die Gruppen analysierten ihre Elendssituation mit beachtlichem Reflexionsvermögen.

Das Herz des Untiers treffen

Im Brief aus Canindé heißt es: «So wie die Gesellschaft heute strukturiert ist, ist sie schlecht und verfault; sie produziert immer mehr Armut und Tod in unserem Volk.» Über das System ist das Urteil bereits gesprochen. Jetzt geht es darum, es zu überwinden. Mit einem gewissen, in erbitterten Kämpfen erworbenen Stolz schreiben die Teilnehmer weiter: «Gegen jede einzelne Krallen des Untiers bauen die Gemeinden und das organisierte Volk eine Verteidigung auf. Freilich wissen wir, daß es nicht damit getan ist, die Krallen des Drachen anzugehen, an sein Herz müssen wir herankommen ...» Sie wissen, daß es gilt, das Volk auf jede nur mögliche Weise zu organisieren und Verbindungen zwischen allen für die Befreiung eintretenden Bewegungen herzustellen.

Wie ist die Veränderung der Gesellschaft christlich zu motivieren? Ein ganzer Tag war dieser Frage gewidmet. Nochmals ging es hier um den Glauben: Er enthüllt, wie weit Gottes Zielsetzung in der Geschichte verwirklicht oder geleugnet wird. Im Brief aus Canindé heißt es dazu u. a.: «Gott hat mit uns einen Bund geschlossen, daß wir in Gerechtigkeit, Recht und Brüderlichkeit leben. Wenn es Arme unter uns gibt, dann ist das ein Zeichen dafür, daß der Bund gebrochen wurde. Und wenn die Armen schreien, dann hört sie Gott, prangert unsere Sünde an und verlangt, daß wir umkehren und die Gesellschaft ändern.»

Der Einsatz für Veränderung bleibt nicht auf der Ebene der Bewußtseinsbildung stecken. Die Berichte schilderten in beeindruckender Weise die Kämpfe des Volkes, auf dem Land gegen die Vertreibung von Grund und Boden, in den Favelas gegen den Abriß der Notunterkünfte, und zwar in organisiertem Widerstand, und allerorten in der Erneuerung der Gewerkschaften durch ehrliche Führungskräfte. Eine Gruppe von Basisgemeinden aus dem Staat Espirito Santo erzählte, im Verbund mit anderen Bewegungen sei es ihnen gelungen, vier städtische und acht ländliche Gewerkschaften zu erobern. Sie schilderten, wie sie ihre Siege immer durch eine - mit anderen Volksbewegungen verbundene - Organisation der KBG und in harten Kämpfen erreicht hätten.

Aufgrund dieser Siege entsteht dann wie in biblischen Zeiten eine ganze Volksliteratur, mit herrlichen Gedichten und Liedern. In diesem Material findet sich das Beste an Theologie, das in den KBG erarbeitet wird und das ihre Mitglieder selber vortragen. Für diese Christen ist der Glaube nicht irgendein Instrument neben anderen zur Befreiung der Menschen. Nein, er ist viel mehr: Er ist der Anfang und das Ende jeden Kampfes und der umfassende Horizont, innerhalb dessen alles seinen Ort hat und alles im Lichte der Ewigkeit verklärt wird. Diese Menschen geben dem Glauben seine Würde zurück: Der Glaube soll ja nicht die Ungerechtigkeit der Gesellschaft verbergen oder das schlechte Gewissen der Unterdrückten besänftigen, sondern er soll die Früchte des Reiches Gottes hervorbringen, die da sind Wahrheit, Gerechtigkeit und brüderliches Zusammenleben. Zwischen Glauben und Befreiung besteht eine Konaturalität, die die Mitglieder der KBG überzeugend in ihrem Leben realisieren.

Samenkörner einer neuen Gesellschaft

Die wachgewordenen Mitglieder der KBG sind davon überzeugt, daß nur die Mobilisierung der gesamten Basis, das heißt aller, die sich mit ihnen zusammentun und die enorme kreative Kraft der ganzen Basis anerkennen, eine neue Gesellschaft aufzubauen vermag, in der jeder Mensch für den andern ein Freund und nicht ein potentieller Wolf ist. Die KBG sind kein Instrument für sonst etwas. Mit der Art und Weise, wie sie organisiert sind, wie sie die anfallenden Aufgaben verteilen, Informationen austauschen und ihre interne Macht demokratisch handhaben, stellen sie eine Miniatur dieser neuen Gesellschaft dar. Dies kommt in der gegenseitigen Achtung, im Geist der Zusammenarbeit, in der ständig praktizierten Solidarität, in der Anerkennung auch des Wertes des Kleinen wie auch in der Unterstützung der noch Ärmeren zum Ausdruck. Eines der beliebtesten Lieder, das schon seinerzeit, als er es hörte, Paul VI. tief bewegte, sagt dies so: «Ich bin überzeugt, die Welt wird besser sein, wenn der Kleine in seinem Leid an den noch Kleineren glaubt.»

In den Basisgemeinden wachsen Menschen heran, die den Mut zum ersten Schritt haben und nicht die Hände in den Schoß legen, bis die große Morgenröte der Befreiung anbricht. Diese zieht nicht durch bloße, weithin nur noch routinemäßig geführte Diskussionen über die unterschiedlichen Gesellschaftsformen und auch nicht durch ein elitäres, den Erfahrungen des

Volkes entfremdetes Wissen von Technokraten herauf. Sie kommt durch die Praxis, das heißt durch das, was sich das organisierte Volk in seinem Kampf für die würdige Gestaltung des Lebens und der verschiedenen Lebensbereiche nach und nach erarbeitet. Die Basisgemeinden schaffen sowohl den neuen *Christen*, der im Ausblick auf das «himmlische Jerusalem» an der Stadt gerechter und solidarischer Menschen mitbaut, als auch den *Bürger*, der sich bis zum Einsatz von Blut und Leben für seine Brüder und Schwestern engagiert.

Daß und wie dies faktisch geschieht, genügt, um das Wort von Paul VI. zu bestätigen, daß die Kirche an der Basis eine «Hoffnung für die ganze Kirche» ist. Ja, ich möchte noch weiter zurückgehen. Wäre Papst Johannes XXIII. in Canindé anwesend gewesen, er hätte seinen Traum verwirklicht gesehen, den er einen Monat vor der Eröffnung des Konzils in dem schlichten, aber weittragenden, ja prophetischen Satz zusammenfaßte: «Die Kirche stellt sich dar, wie sie ist und sein will: als Kirche aller und insbesondere als Kirche der Armen» (Rundfunkansprache vom 11. September 1962).

Leonardo Boff, Petrópolis/Brasilien

VOM AUTOR erschien 1982 unter dem Titel *Theologie hört aufs Volk* (120 S., DM 12,-) ein «Reisetagebuch» über Begegnungen mit Basisgemeinden im Amazonasgebiet (vgl. Kap. 1: Ein Theologe im Urwald). Der neueste Titel (1983): *Zärtlichkeit und Kraft*. Franz von Assisi mit den Augen der Armen gesehen. 240 S., DM 29,80. Beide Bücher im Patmos-Verlag Düsseldorf. – Übersetzung aus dem Portugiesischen von Horst Goldstein.

Kassandra – wider den programmierten Untergang

Man scheint sie zu kennen, die trojanische Untergangsprophetin, der man nicht glaubt; die Störerin, deren Botschaft der regierende Clan (die regierende Partei) unterdrückt; die privilegierte Tochter, welche die ideologisch stabilisierte Balance von Kämpfen und Leiden vorstößt; die Warnerin, die einer mit schlechtem Glauben vorangetriebenen Zukunft die Zustimmung verweigert. Sie will nicht den Untergang befördern, sondern aufhalten. Aber ihre Form der *Bewahrung* verlangte nichts weniger als eine *Metanoia* der Herrschenden, der Kämpfenden, der ihren Selbstwert inszenierenden Bürger. Die Botschaft ihres Geistes greift, griffe ins mechanistische Getriebe der Polis.

Die Verkörperung der Schmerz Wahrheit in der antiken «Kassandra»-Mythe hinderte nicht den in unserer Bildungsgeschichte abwertenden Gebrauch. Die Wahrheitsprophetin wurde zur Pessimistin degradiert, die Schreckensbotschaft zur nivellierten Metapher. Als *Kassandrarufer* denunzieren herrschende Politiker und die ihnen verbundenen Meinungsmacher unangenehme Warner. «Die Propheten der Angst» hätten geradezu «Konjunktur», schrieb in diesem Frühjahr ein leitartikelnder Münchner Politologe in einer regierungsnahen Bonner Wochenzeitung¹. Eine Woche später erschien, zusammen mit ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen, *Christa Wolfs Erzähl-Monolog Kassandra*.² Die Differenz zwischen der griffig eingesetzten

¹ Kurt Sontheimer, Im Gewand der Kassandra: «Die Propheten der Angst hatten und haben noch Konjunktur. Ihre großen Themen liegen gewissermaßen auf der Straße: Angst um den Frieden, Angst um die Überlebensfähigkeit der Menschheit, Angst um die Erhaltung der Natur, ... Angst um die Arbeitsplätze ...» Aber «sie (das sind die Propheten) können doch nicht für immer das Gewand der Kassandra anbehalten ... Der Mensch hält es nun einmal im puren Pessimismus nicht lange aus.» (Rheinischer Merkur/Christ und Welt vom 18. März 1983) Die sprachlich nicht ausdrückliche, aber logisch implizite Gleichsetzung von *Kassandra* = «purer Pessimismus» (immerhin hat sie die Wahrheit erkannt und mutig, nämlich gegen die herrschende Meinung, als Frau gesagt) entzieht dem Leitartikel die moralische Kraft der Argumentation. Die mythische Kassandra wird leitartiklerisch als Metapher des Pessimismus eingesetzt.

² Christa Wolf, *Kassandra*. Erzählung. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1983, 157 S., DM 22,-. Gleichzeitig erschien: Christa Wolf, Voraussetzungen einer Erzählung: *Kassandra*. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. (Sammlung Luchterhand 456), Luchterhand Verlag, Darmstadt

Metapher und der erzählten Leidensgeschichte springt ins Auge. Dort die Verharmlosung der Angst – hier das bebende Erschrecken; dort die manipulierende Meinungsmache – hier die erzählende Anstiftung zum Erschrecken. Müßte der Schreiber, der Name und Gestalt der Kassandra metaphorisch verharmlost, nicht wissen, daß Kassandra recht behielt?

Als Beutefrau des Griechenkönigs Agamemnon aus dem trojanischen Krieg erinnert Kassandra vor dem Löwentor in Mykene ihr Leben. Sie weiß, daß der Sieger Agamemnon von seiner Frau Klytāimnestra ermordet wird, sie selbst nur noch Stunden zu leben hat. Hellsichtigkeit vor dem Tod konzentriert in den kristallinen Erzählbecher die Lebensgeschichte einer wissenden und erotisch begabten Frau, durch Geburt und Beruf den Normen der Männer ausgesetzt. Kassandra ist wie *Ingeborg Bachmanns* Malina, wie Franza (aus dem unvollendeten Romanwerk *Tötungsarten*) «das Opfer, das seiner Opferfunktion innewird und den Dienst im Ritual verweigert». Kassandra hatte allerdings das Glück, «ich selbst zu werden» (15) und, selbst werdend, sich zu «verändern». Die als Königstochter und als Seherin des (gar nicht absichtlichen) Apoll zweifach auf Rollenverhalten festgelegte durchläuft einen Bewußtwerdungsprozeß, der ihr ermöglicht, ihr Rollendasein zu durchbrechen. Die Selbstgewordene weigert sich, «Objekt zu bleiben».

Zubereitet durch langjährige Erfahrungen in der (sozialistisch) technisch-patriarchalischen Gesellschaft der DDR³, bestätigt durch Bachmannlektüre, geängstet vom männlichen Wahndenken des «Overkill», stieß Christa Wolf bei der Vorbereitung auf eine Griechenlandreise in der *Orestie* des Aischylos auf die *Kassandra*-Gestalt. Der Aufschrei der Gefangenen an Agamemnons und Klytāimnestras Hof («Oh! Oh! Ach!/Apollon!

und Neuwied 1983, 160 S., DM 12,80. Eine *Poetik* nicht als normierende Reflexion, sondern als erzählender Bericht am konkreten Fall; Hinweise zur Entstehungsgeschichte und dem Bewußtseinszusammenhang, aus dem die Erzählung Kassandra sich formte.

³ Siehe Christa Wolfs erzählender Bericht *Selbstversuch* (1972, in: *Gesammelte Erzählungen*. Darmstadt und Neuwied 1980). Eine Frau erzählt, wie sie sich dem wissenschaftlichen Versuch der Geschlechtsumwandlung unterzogen hat und dabei ihre Menschlichkeit verliert. Am Ende stellt sie die Realitäten der Männer bloß, die «drei großen W: Wirtschaft, Wissenschaft, Weltpolitik».



Bei der **Missiongesellschaft Immensee**
ist auf 1. Januar 1984 die Stelle einer

Redaktorin

bzw. eines Redaktors für den WENDEKREIS neu zu besetzen. Diese Monatszeitschrift trägt zur missionarischen und entwicklungspolitischen Bewußtseinsbildung bei. Wichtige Voraussetzungen zur Erfüllung dieser Aufgabe sind eine solide journalistische Erfahrung und ein echtes Interesse an den Vorgängen in der Dritten Welt.

Von uns können Sie erwarten: weitgehend selbständige Tätigkeit, ein der verantwortungsvollen Aufgabe angemessenes Gehalt, fortschrittliche Sozialleistungen.

Bewerbungen sind zu richten an das Missionshaus, 6405 Immensee (Telefon 041/81 51 81) zuhanden des zuständigen Ressortchefs, Herrn Pius Bischofberger.

Apollon!») nahm sie gefangen. Ein «Menschenschlachthaus» nennt Cassandra das griechische Königshaus. Es schien der Autorin, daß Cassandra als einzige in diesem Stück sich selber kannte und ihre Umwelt erkannte. Cassandra spiegelt für Christa Wolf die Erfahrung der *Fremde* in ihrer trojanischen Heimat und die Erfahrung der Fremde in der griechischen Fremde. Natürlich die zweite, unnatürlich die erste. Das Heimatgefühl in der Heimat ging ihr in dem Augenblick verloren, als sie einsehen mußte, «daß ihre Warnungen sinnlos waren, weil es das Troja, das sie retten wollte, gar nicht gab» (26). In der mythischen Cassandra sieht Christa Wolf den Typus der fühlenden und wissenden Frau in der Welt der Männer mit ihrer kalten, instrumentellen, kriegerischen Vernunft.⁴ «Sich anpassen oder verschwinden», heißt die Legitimationsfrage der Frau, politische «Gleichgültigkeit der Preis des Überlebens»⁵.

Seit je erlaubt die *Mythe* identifizierende Aneignung, *Variation* und *Wiederholung*. Cassandra wurde für Christa Wolf *Identifikations-* und *Projektionsfigur* eigener Erfahrungen. Grenzenloses Verlangen, der sinnliche Zwiespalt, die wissenschaftlichen, politischen und ästhetischen Unternehmungen des Täters *Faust* formulierte die *Mythe des Mannes* am Beginn der literarischen Aufklärung. *Kassandra* kündigt dem Täter am Ende seiner männlichen Aufklärung ihre weiblichen Dienstleistungen. Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts denunziert die Frau die Anordnungspraxis und das Verhalten des Mannes. Sie beansprucht Selbstbestimmung. Sie spricht gegen das Machtdenken, die Normen, den kriegerischen Organisationskult des Mannes, gegen den jeweiligen Staatssicherheitsdienst. Historisch betrachtet kommt die Figur der Cassandra aus einer konfliktvollen Nahtstelle. Noch ist die Frau Seherin, magisch begabt und also tieferen Kräften verbunden. Noch darf sie in der Gefahr sprechen. Aber sie steht bereits in Diensten einer in sich gefestigten, kriegerischen Männergesellschaft. Ihre Rede wird kontrolliert. Sie darf ihre Stimme nicht «partnerschaftlich» einsetzen. Ihre tieferen Kräfte werden «dinglich» genutzt.

Christa Wolfs Cassandra eröffnet ihren *Bewußtseinsmonolog* vor dem Löwentor in Mykene «geätzt, vergiftet von der Gleich-

⁴ Eine ähnliche Problematik hat Gertrud Leutenegger in ihrem dramatisierten Gilgamesch-Mythos *Lebewohl, Gute Reise. Ein dramatisches Poem* (Frankfurt 1980; siehe: Orientierung 45 [1981] 38ff.) dargestellt. Gilgamesch ist der Tätermann von Anbeginn, unfähig zu friedlich-erotischer Begegnung. «Auf einem gesammelten Strahl höchster Energie will ich durchs Zentrum der Erde jagen» (S. 21). Mond-Rakete und Atom-Rakete liegen in linearer Verlängerung.

⁵ Voraussetzungen einer Erzählung, S. 21, 130f., 150.

gültigkeit der Außerirdischen gegenüber uns Irdischen. Gescheitert das Wagnis, ihrer Eiseskälte unsre kleine Wärme entgegenzusetzen».⁶ Die «Schmerzprobe» setzt ihr Gedächtnis frei. Sie spricht, zurückgeworfen auf sich selbst, ihr Schmerz-Testament. Die *Zeugin* kann sich auf den Glauben an gute, helfende Götter nicht mehr stützen. Sie festigen und überhöhen männliche Macht.⁷ Apoll verwandelte Kassandras Sehergabe in Fluch, als sie sich seiner Lust verweigerte.

Kassandra tritt in Wolfs Erzählung in eine staatlich gefestigte Familienkonstellation. Läßt ihr Bewußtsein Eingliederung und Unterordnung der Frau nicht mehr fraglos zu, muß sie den Konflikt alleine austragen. Vater Priamos ist oberstes Glied eines monarchisch-patriarchalen Staatsapparates, Hekabe eine Söhne und Töchter gebärende Mutter ohne politisches und ohne eigenpersönliches Bewußtsein. Die Brüder entsprechen der Rollenerwartung als Krieger; als Frauenhelden suchen sie sich eine privatistische Freiheit. Die Schwestern sind Heiratsobjekte oder mannstoll. Vater, Mutter, Bruder Hektor, Schwester Polyrena: alle sich selber fremd. In dieser «Heimat» erfährt Cassandra ihre wahren Gefühle, ihre Vernunft, ihre Freiheits-suche, ihr Anderssein als Fremde. Das Bewußtsein muß den Heimatanspruch der Heimat denunzieren. Weil ihr naive Frömmigkeit fast von Anfang an abgeht, kann sie auch den liturgischen Dienst nur als Fremde erfahren. Eine nicht-naive Frömmigkeit kommt der Seherin damals und der Zeugin heute nicht in den Sinn. Sie muß als Frau ihren eigenen Weg suchen.

Kassandras zustimmende Bilder erinnern Augenblicksbegegnungen. Sie liebte die Amazone *Myrina*. Die stirbt im Kampf gegen den ersten Griechen, der dem hölzernen Pferd entstieg. Sie liebte *Aineias*, den erotisch sensiblen Mann. Aber der fährt nach der Niederlage übers Meer, neuem Leben entgegen. Sie kann und will ihm nicht folgen. Einmal, weil die Priesterin bei den Ihren zurückbleiben muß. Mehr noch, weil auch Aineias früher oder später ein «Held» werden muß. Zwischen ihre Liebe würde der «Held», vor ihre Existenz immer wieder seine «Rolle» treten. Überdies werden er und seine Leute als «neue Herren ihr Gesetz diktieren» (156). Cassandra verlangt vom Mann nachhaltige Bewußtseinsarbeit, die politisch öffentliche Konsequenz nach sich zieht. Er muß dem falschen Herrenbewußtsein entsagen. Er müßte ein erotisch-brüderlicher Mensch werden. Dies aber kann er nicht, solange er in seinen Strukturen bleibt, die falschen Strukturen durch eigenes Tun befördert.

Bilder einer positiven *Utopie* scheinen in den Zusammenkünften «klassenloser» Frauen in den Bergen vor der Stadt auf, die Sklavendasein und Privilegien der Geburt hinter sich gelassen haben. Sie huldigen in heiterer Gemeinschaft, ohne Berührungsangst, tanzend der (staatlich unorthodoxen) Erdmutter Kybele. Ihre Gemeinschaft deutet «das Dritte» an, die andere Beziehung zur Wirklichkeit, nicht die kriegerische der Männer, nicht das Unterworfensein der Frauen, sondern «das lächelnd Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen, das Ungetrennte, Geist im Leben, Leben im Geist. Anchises meinte einmal, wichtiger als die Erfindung des verdammten Eisens hätte die Gabe der Einfühlung für sie (das sind die Menschen, die Männer) sein können».⁸ Der weise Anchises, Vater des Aineias, bestätigt Gedanken Kassandras, die eben erst die Schwelle ihres Bewußtseins übersteigen.

⁶ Cassandra. Erzählung, S. 5. Vergleiche dazu Shakespeares Tragödie *King Lear*. Graf Gloucester sagt den ungeheueren Satz: «As flies to wanton boys are we to gods» (ungefähr: Wie Schmeißfliegen gedankenlos nichtsnutzigen Jungen sind wir den Göttern).

⁷ Eine ähnliche Problematik entfaltet Bert Brecht im Stück *Der gute Mensch von Sezuan*. Die Götter helfen nicht. Sie wollen und können nicht helfen. Sie treten alt, rechthaberisch, selbstbezogen auf. Keine Solidarität mit den Menschen. Undenkbar, daß einer – wie Jesus von Nazareth – mit ihnen leiden würde.

⁸ Cassandra. Erzählung, S. 121f. Wenn Christa Wolf durch ihre Gestalt vom «lächelnd Lebendigen» spricht, «das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen», spürt der christliche Leser den Abstand

Kassandra bezweifelt die Berechtigung des Krieges. Sie bezweifelt die Berechtigung des trojanischen Anlasses. Und sie muß überdies erkennen, daß die Männer ihren Krieg um ein *Phantom* führen. Die geraubte Helena befindet sich gar nicht in Trojas Mauern. Der Ägypterkönig hat sie dem dümmlichen Bruder Paris weggenommen. Als Kassandra den trojanischen Männern «Beendigt diesen Krieg» entgegenruft, verstößt der Vaterkönig seine Tochter. «Viel Haß und unterdrücktes Wissen war in Troja, ehe der Feind ... all unser Übelwollen auf sich zog und uns gegen ihn, zunächst, zusammenschloß» (81). *Eumelos*, oberster Beamter für Staatssicherheit, Moral und Propaganda, kontrolliert allgegenwärtig die öffentliche *Wahrheit*. Er ist der Repräsentant der *zynischen Vernunft*. Aktuelle Bezüge treten im Verlauf der Erzählung immer deutlicher hervor: Vorkrieg und Kriegsmoral, Sprachregelung und öffentliche Selbsttäuschung, die Verhärtung der Männergesellschaft, die Leiden der Frauen in den falschen Strukturen. In der Figur des Eumelos schattet einmal mehr Orwells *1984* in die Gegenwart.

Kassandra ist mehr als Rollenprosa aus mythisierendem Mund. Die mythische Figur hält dem aktualisierenden Anspruch stand. Es ist der Autorin gelungen, die weibliche Warnerin aus dem fast geschichtslosen Mythos in ein Feld sozialer, historischer, aktueller Koordinaten zu überführen. Mit «*Kassandra*» hat Christa Wolf ihre *existentielle und gesellschaftspolitische Summe* geschrieben. Sie statet ihr trojanisch-feministisches Mundstück mit rednerischem Pathos aus. Erinnerung, Klage und Anklage, Reflexion und Assoziation weben einen konzen-

zur christlichen Lehre. Ein «Erlöser» oder göttlicher Helfer kommt für diese aufklärerische Utopie nicht in Frage. – Interessanterweise kommt das Christentum im «Arbeitstagebuch» einmal zur Sprache. «M. sagt, ... ihm werde das *Christentum* wieder wichtiger, weil er spüre: Wir heutigen Menschen lebten ohne Transzendenz. Ich sage, auch wenn ich diesen Satz bejahe, würde er doch meine Vorbehalte gegen das Christentum nicht auflösen können» (Voraussetzungen einer Erzählung, S. 108). Als Gründe für die Vorbehalte führt W. die «Sklavengerolle der Frau» und das Christentum als «brauchbare Hintergrund-Ideologie» für den Kapitalismus an.

trierten Erzähldialog. Die Erzählperspektive der einsam leidenden Warnerin ist streng durchgehalten. Private Gefühle, denen stellvertretender Charakter nicht zukommt, werden nicht zugelassen. Persönliche und öffentliche Erfahrungen ließen sich konkreter benennen. In dieser zugleich repräsentativen und allgemeinen Rede ist ihre Aussage nicht angreifbar. Eine persönlich emotional und rational, aber auch öffentlich ins Helle gekommene Frau heute entläßt aus ihrem Leidensdruck Argumente, Erfahrungen, Vorstellungen gegen den Mann und die von ihm zu verantwortende Welt. Im Grund spricht diese neue Kassandra (wie die alte) aus einer unantastbaren Ganzheit. Sie gerät – das hat sie mit mythisch stilisierten Heiligenfiguren gemeinsam – zu einer fast hierostatischen Gestalt. Die Autorin möchte, daß ihre Kassandra mehr als die bloße Reflexion der weißen Frau nach der literarischen Reflexion des weißen Mannes auf sich selbst wäre.⁹ Kassandra, eine Anweisung zum Handeln? Kaum. Aber über die eigene Bewußtwerdung hinaus die entschiedene Anklage gegen den Mann und seine die Frau unterwerfenden Institutionen. Eumelos, seine Auftraggeber und seine Gesellen können mit Kassandra nicht mehr rechnen. Sie hat die Rolle der Hof-Priesterin aufgekündigt. Nach Christa Wolfs deutsch-antiklassisch stilisierter Erzählung *Kein Ort. Nirgends* (1979) die erneut antiklassische Rede aus mythisierendem Mund. Sie spricht das Bewußtsein vieler Frauen heute repräsentativ aus.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

⁹ Voraussetzungen einer Erzählung, S. 84.

Literarisch-ästhetische *Nachüberlegung*: Die Kassandra der Erzählung spricht: «Nie war ich lebendiger als in der Stunde meines Todes, jetzt» (25). Siehe dazu auch Hermann Brochs *Tod des Vergil*. Wäre es denkbar, daß ein Autor die Gestalt des Jesus aus Nazareth einen inneren Monolog in der Stunde seines Todes sprechen ließe? Ein ungeheueres Unterfangen von provozierender Subjektivität und Ärgernis erregender Aktualität. Der Versuch ist m. W. noch nicht unternommen worden. Er wäre, auch wenn er (ästhetisch oder theologisch) scheitern würde, den Einsatz wert.

Vancouver: Lebendige, weltweit engagierte Ökumene

Sechste Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen

Die Türen zur Begegnung mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) anlässlich seiner 6. Vollversammlung vom 24. Juli bis 10. August auf dem Areal der British Columbia University in Vancouver, Kanada, wurden weit aufgetan, was, wie sich zeigte, einem großen Bedürfnis entsprach. Von den 910 erwarteten Delegierten der rund 300 im Rat zusammengeschlossenen anglikanischen, orthodoxen und reformatorischen Kirchen konnten nur 839 nach Vancouver kommen. Unterstützt in der Berichterstattung an die rund 400 Mio Gläubigen, welche sie vertraten, wurden sie durch die gegen 3000 Besucher, die mitanwesend waren, nebst Beobachtern, zahlreichen Fachleuten und ÖRK-Mitarbeitern, 175 Stewards (jungen Christen aus allen Teilen der Welt) und mehreren hundert Medienleuten. Nicht nur war fast das gesamte weitgefächerte Programm zugänglich, es wurde auch per Video noch übertragen in einen Sommerkurs der Theologischen Schule auf dem Campus, in eine Konferenz von Theologie-Studenten und in ein Forum, organisiert durch US-Kirchen, abgehalten in Bellingham im US-Staat Washington, wo sich ebenfalls mehrere hundert Leute versammelt hatten. In der Christ-Church-Kathedrale in Vancouver wurde ferner ein Vortragsprogramm angeboten mit den wichtigsten Persönlichkeiten, die zur Vollversammlung gekommen waren. Das kanadische Fernsehen reservierte einen Teil seiner täglichen Sendezeit für Übertragungen und brachte die Ökumene in jedes Haus des Gastgeberlandes.

Kaum jemand war wohl darauf gefaßt, wie sehr die Ökumene-Familie in Westkanada erwartet wurde. Das Planungskomitee der kanadischen Kirchen bemühte sich nicht nur um unzählige

administrative Details zum Wohlbefinden der Teilnehmer und zur Durchführung des Programms. Das Leitthema «Jesus Christus, das Leben der Welt» wurde für die Kanadier als nördliche Nachbarn der USA und östliches Gegenüber der UdSSR Herausforderung zur Gestaltung eines eigenen Programms für die allgemeine Öffentlichkeit in Ergänzung zum umfangreichen ÖRK-Angebot für die eingeschriebenen Besucher und den ÖRK-Arbeitssitzungen. Zwei Bereiche stellten sie in den Vordergrund und richteten dafür je ein Begegnungshaus ein für Vorträge, Debatten und Gespräche: Im «Pflugscharen-Café» ging es um «Frieden und Gerechtigkeit», im «Quellen-Café» um Frauenfragen. Tausende von Freiwilligen ließen sich Monate voraus einspannen, eine Begegnung war ausgelöst worden, wie dies bis jetzt noch an keiner Vollversammlung geschehen war.

Das reichte von so praktischen Dingen wie dem Nähen von Segeltuchtaschen für die Konferenzpapiere bis zu einer humorvoll-selbstkritischen Selbstdarstellung der Kanadier, als musikalisches Theater dargeboten, in welchem sie ihre Geschichte spiegelten und darin die nicht immer rühmliche Rolle der Kirche. Maler malten Wandbilder, Musiker komponierten, überall auf dem Campus war sichtbar gemacht worden, daß die Ökumene tagte. In einer Halle war ein «Markt der Möglichkeiten» untergebracht, beschildet mit Ständen von kanadischen Solidaritätsgruppen und von Ökumenegästen. Es gab ein reichbefrachtetes Filmfestival, Ausstellungen, politisches Theater, Umzüge und eine Friedensnacht im Gedenken an die Zündung der Atombombe über Hiroshima. Kein Wunder, daß sogar erfahrene Versammlungsbesucher sich in der Vielfalt kaum zurechtfinden und daß die Delegierten bedauerten, nicht auch eintauchen zu können in die anregende Fülle.

Die konfliktgeladenen Situationen in verschiedenen Teilen der Welt wurden direkt erfahrbar, aber auch zum Beispiel die Komplexität der orthodoxen Kirchen sowie die Friedensbewegungen von den Inseln des Pazifik bis zur DDR; reichlich Einblick wurde zudem geboten in die verschiedenen Tätigkeitsbereiche des ÖRK. Nicht zuletzt lernten die Kanadier selbst und die Versammlungsteilnehmer Vertreter verschiedener indianischer Stämme Kanadas kennen, erfuhren etwas vom Reichtum ihrer Kultur und ihren zahlreichen, bis jetzt vergeblichen Vorstößen zur Regelung ihrer ethnischen Situation und Anerkennung ihres Landrechts.

Ein Zelt – Symbol der Pilgerschaft

Dennoch fehlte es nicht an Fixpunkten auf dem weitläufigen, baumbestandenen Campusgelände, welches als Vorposten Vancouvers steil zum Pazifik abfällt. Es war ein glänzender Einfall, ein 3000 Personen fassendes Zelt zum Mittelpunkt zu machen. Hier wurde die Vollversammlung mit einem festlichen Gottesdienst eröffnet, die Predigt hielt *Pauline Webb* aus Großbritannien über das «Wort des Lebens» (1 Joh 1), das immer etwas ist, das geschieht, sich unter uns ereignet und wiederum ins Wort drängt: wenn das Blut des Bruders vom Acker schreit, so dürfen wir nicht schweigen. Während der 18 Tage war das Zelt Handlungsort unmittelbarer ökumenischer Gemeinschaft. Morgens, mittags und abends strömten Menschen aus aller Welt zu Gottesdiensten, die diese Vielfalt widerspiegeln und eine fröhliche Fülle sichtbar und hörbar machten, von der sonst so gern geredet und die so selten gelebt wird – hier wurde spürbar, was in 35 Jahren ökumenischer Gemeinschaft zusammengewachsen ist. Hier unter dem Zelt fand am zweiten Sonntag die vom Erzbischof von Canterbury geleitete große Eucharistiefeier nach der sogenannten *Lima-Liturgie* statt, an der auch protestantische, anglikanische, orthodoxe und katholische Geistliche mitwirkten, besucht von rund 5000 Menschen.¹ Hier wurde die Nacht vom 5. zum 6. August durchgewacht mit Predigt, Meditationen, Musik und Tanz, mit Beiträgen von allen Kontinenten im Gedenken an den Atomtod von Hiroshima. Hier redeten Älteste kanadischer Indianervölker von ihrer Geschichte und ihrem Selbstverständnis. Hier gestalteten Kinder einen Gottesdienst. Hier erklang Musik von allen Ecken der Erde. Hier wurde man still im Gedenken an die Leiden von Millionen Menschen. Hier drückten sich Fremde die Hände und umarmten sich, weil «Jesus Christus, das Leben der Welt» sie verbindet.

¹ Die Feier stützte sich auf die Konvergenzerklärung zu «Taufe, Eucharistie und Amt» (unter diesem Titel 1982 erschienen im Verlag Bonifatius-Druckerei und Verlag Otto Lembeck), die von der ÖRK-Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, in der bekanntlich auch die Katholische Kirche Vollmitglied ist, nach langjähriger Studienarbeit und zahlreichen Konsultationen 1982 in Lima herausgegeben und an die Mitgliedkirchen sowie die römisch-katholische Kirche zur Vernehmlassung weitergeleitet wurde. In Lima ein erstes Mal angewandt, vereinigte dieses Gottesdienstformular in Vancouver Pfarrer aller protestantischen Denominationen. Ein orthodoxer und ein katholischer Bischof beteiligten sich am Wortgottesdienst. Im Formular von Lima fehlt kein Teil der katholischen Messe.

Zu verkaufen:

Fünf Buchholzschnitte

altkoloriert, aus der Koberger-Bibel, gedruckt in Nürnberg 1483.
Größe 38/26 cm.

Die Themen: Abraham und die drei Engel; Daniel kniet vor dem Engel; Salomos Urteil; Elias Himmelfahrt; Auferstehung eines Mannes bei der Berührung der Gebeine Elias.

Diese sehr seltenen Blätter (ca. halbe Seite Text, halbe Seite Holzschnitt) sind bestens erhalten und eignen sich auch vorzüglich als Wandschmuck. Sie werden einzeln oder gesamthaft abgegeben. Anfragen bitte unter Chiffre Nr. 17 an die «Orientierung».

Wenige Schritte entfernt war ein weiteres Zelt zu finden, das kleine blaue Zelt der kanadischen Indianergruppe, die während der 18 Tage und Nächte ein Feuer am Brennen hielt, welches am ersten Morgen bei Sonnenaufgang entzündet worden war. Dieses Zelt erinnerte mich persönlich an die unzähligen Menschen, die ein Leben lang notdürftig unter einem solchen Dach oder überhaupt im Freien leben. Daneben ragten die modernen Residenzhäuser auf, wo ein Teil der Ökumenegäste untergebracht war. Wandern, unterwegs sein, gehörte zu dieser 6. Vollversammlung, lagen doch die verschiedenen Konferenzhäuser einige Distanz auseinander. Man begegnete sich unterwegs, an den Veranstaltungen und an den Tischen. Gespräche entstanden so nicht nur in den über 60 kleinen Arbeitsgruppen, sondern ebenso auf dieser täglichen Pilgerschaft.

Ein echtes Ja und ein echtes Nein

Neben diesen äußerlichen Fixpunkten gab es die inhaltlichen. Zuerst den mehrtägigen Redereigen. Es war eine kontrapunktische Einführung ins Tagungsthema durch Vortragende aus vielen Ländern und verschiedener kirchlicher wie beruflicher Herkunft. Bis anderthalb Stunden lange Referate wechselten sich ab mit Kurzvoten von fünf Minuten. Nachher wurde das Gehörte in Arbeitsgruppen nach thematischen Richtlinien analysiert; darauf lieferte es, nach acht Fachbereichen geordnet, das Rüstzeug für die Debatten im Plenum, schließlich wurden Beschlusstexte verfaßt und zur Abstimmung gebracht. Die Verhandlungen verliefen nach angelsächsischer Methodik mit Präsentatoren, Moderatoren, Experten, damit die Fragen, Vorschläge, Kommentare und die Kritik der Delegierten nicht unter den Tisch fielen, sondern an die richtige Instanz bzw. die richtige Fachgruppe zugewiesen werden konnten.

Als Moderator oder Vorsitzender des ÖRK amtierte seit der letzten Vollversammlung von 1975 in Nairobi der anglikanische Primas von Kanada, Erzbischof *Edward Scott* von Toronto, und jetzt war es mit sein Verdienst, daß das Mammutprogramm ohne gröbere Verzögerungen durchgebracht wurde und die Schlußberichte und Resolutionen mit nur einer zusätzlichen Plenarsitzung zur Abstimmung gelangten.

In seinem Rechenschaftsbericht erinnerte Erzbischof Scott an die Zielsetzung, welche für den ÖRK wegleitend ist, und stellte seinen kritischen Rückblick unter die folgende Frage, die er zugleich als Richtschnur für die Zukunft verstand: Wie weit hat der Rat treu gehandelt im Sinne eines echten Nein und eines echten Ja:

«Ein Nein zu allem, was der Liebe Christi zuwider ist, zu jedem System, zu jedem Programm, zu jedem Menschen, die einen Menschen behandeln, als wäre er nicht Gottes Geschöpf, sondern ein Stück Ware, das man ausnutzen kann; ein Nein zu denen, die im Namen der Ordnung das Unrecht zum Recht machen, zu denen, die die Saat des Krieges säen oder zum Kriege drängen, weil er doch unvermeidbar sei.

Ein Ja zu allem, was mit der Liebe Christi zusammenstimmt, zu allen Menschen, die das Recht aufrichten, zu allen, die in der Welt einen echten Frieden schaffen möchten, zu allen, die um des Menschen willen hoffen, kämpfen und leiden; ein Ja zu allen denen, die – selbst ohne es zu wissen – sich ausstrecken nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt.»

Seit der letzten Vollversammlung, so konnte Scott berichten, seien 20 weitere Kirchen Vollmitglieder des ÖRK geworden, fünf weitere traten als assoziierte Mitglieder bei. Die Zusammenarbeit sei trotz vorgekommener Spannungen enger und fruchtbarer geworden. Beunruhigend aber sei die finanzielle Unausgewogenheit, sei es doch 113 Kirchen noch nicht möglich, an den Haushalt beizutragen.

Scott äußerte sich auch zu den unsere Gegenwart prägenden Ideologien, Kapitalismus und Kommunismus: Sie seien nicht in der Lage, wirklich auf die Herausforderungen unserer Zeit zu antworten, beide sähen den Menschen nur als Produktions- und Konsumeinheit. Beide Ideologien hätten zu einer Machtentfaltung geführt, wie sie die Menschheitsgeschichte bisher nicht gekannt habe, und beanspruchten eine Sicherheitsgarantie, welche das gesamte Leben unseres Planeten zu zerstören droht. Die Kirchen dürften sich nicht in diese Ideologien

einbinden lassen, sondern müßten sie durchbrechen. Das sei die anspruchsvolle, von Gott auferlegte Aufgabe der Kirchen und des ÖRK.

Lebendige Steine gegen versteinerte Strukturen

Der noch bis 1985 amtierende Generalsekretär des ÖRK, Dr. Philip Potter, methodistischer Pfarrer aus Jamaica, brauchte das Bild der lebendigen Steine, welche Gott ausgewählt habe zum Bau seines Hauses und seiner Priesterschaft (1 Petrus 2, 4-5). Doch statt dessen hätten die Kirchen, den irdischen Herrschern folgend, Machtstrukturen geschaffen. Wie geologische Schichten seien sie versteinert und ließen sich nicht verändern: nicht von den Laien, auch nicht von der Jugend und den Frauen; dabei habe sich Gott mit seiner Botschaft an das ganze Volk gerichtet und nicht vorrangig an die ordinierten Amtsträger, die zwar unentbehrlich seien, aber doch nur knapp ein Prozent des Hauses der lebendigen Steine ausmachten. Wenn die Kirche glaubwürdig an die Machtkonzentration in der Welt rühren wolle, könne sie dies nur tun, wenn sie selber eine die Gewalten teilende Gemeinschaft werde. Kirchen sollten nicht Echo der Politik ihrer Nation sein, sondern eine weltumspannende, Schranken übersteigende Gemeinschaft des Bekennens werden, die sich der tödlichen Militärpolitik der Großmächte widersetzt.² Der ÖRK, so schloß Potter, könnte ein solches Haus der lebendigen Steine sein, wenn jede Kirche sich in dieses Gemeinschaftswerk einfügte.

In welcher Landschaft dieses Haus steht, illustrierten mit engagierten Beiträgen die eingeladenen Referenten wie Allan Boesak, farbiger Pfarrer aus Südafrika und Präsident des Reformierten Weltbundes, Domitila Barrios de Chungara, Frau eines Minenarbeiters aus Bolivien, Dorothee Sölle aus der Bundesrepublik, John Francis, ein Nuklearwissenschaftler aus Schottland, ferner Vertreter zahlreicher christlicher Kirchen und anderer Religionen, so ein Pfarrer aus Südkorea, eine junge Mutter aus Simbabwe, ein Politiker (Jan Pronk) aus Holland, eine tschechische Wissenschaftlerin, eine australische Friedensforscherin, die Kirchendelegation der pazifischen Inseln und viele weitere. Sie zeichneten ein düsteres Bild von unserer Welt, aber sie ließen auch einige Spuren der Hoffnung erkennen. Vor den einstürmenden Problemen könnte man versucht sein, einer resignierenden Haltung nachzugeben; davor warnte Philip Potter und sagte, daß dies leicht einhergehe mit der Tolerierung der tödlichen Militärpolitik der Großmächte.

Friedensfrage im Zentrum des Evangeliums

Für Allan Boesak und nicht nur für ihn ist es klar, «diese Vollversammlung muß Position ergreifen». Die Christen müßten demütig, aber ohne Zögern den Glauben an Jesus Christus, das Leben der Welt, bekennen und dieses Bekenntnis dem Handeln für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Befreiung des Menschen zugrunde legen.

«Wir dürfen nicht zögern», sagte Boesak, «an die Fragen des Friedens und der Möglichkeit einer totalen atomaren Zerstörung heranzugehen. Es muß klar sein: das atomare Wettrüsten, die Verwendung von gottgegebenen menschlichen Talenten und Fähigkeiten zur Schaffung immer raffinierterer Massenzerstörungswaffen und die Aufforderung, unser Vertrauen in die Friedenssicherung durch solche Waffen zu setzen, ist nicht einfach ein vorübergehender Wahnsinn, es ist grundsätzlich Sünde und steht im Gegensatz zum Willen Gottes für diese Welt.» Die Friedensfrage könne nicht als Modeerscheinung abgetan oder als politisches Kalkül diffamiert werden, die Friedensfrage gehöre ins Zentrum des Evangeliums. Aber die Sorge um den Frieden dürfe uns nicht

² Bei der nachfolgenden Debatte im Plenum stieß Potters geringe Wertschätzung des Bischofsamtes und der kirchlichen Hierarchie auf heftige Kritik. Vor allem die orthodoxen Vertreter fühlten sich von Potter provoziert, der sich seinerseits in seiner Auffassung von Dienst und Demut von ihnen mißverstanden sah. Jedoch sein klares Votum zugunsten der Unverzichtbarkeit eines ordinierten Amtes für das Leben der Kirche konnte die episkopale verfaßten Kirchen wieder versöhnen - vor allem, als Potter sagte, daß er ja auch selber lehre, «aber auch lerne und Gott und den Mitmenschen zu dienen» habe.

«Atomwaffen, ein Verbrechen gegen die Menschheit»

Aus der Erklärung zu Frieden und Gerechtigkeit*

Wir glauben, daß für die Kirchen die Zeit gekommen ist, klar und eindeutig zu erklären, daß sowohl die Herstellung und Stationierung als auch der Einsatz von Atomwaffen ein Verbrechen gegen die Menschheit darstellen und daß ein solches Vorgehen aus ethischer und theologischer Sicht verurteilt werden muß. Die Frage der Atomwaffen ist aufgrund ihrer Tragweite und der drohenden Gefahren, die sie für die Menschheit mit sich bringt, eine Frage christlichen Gehorsams und christlicher Treue zum Evangelium. Wir sind uns bewußt, daß eine solche Erklärung der Kirchen nicht zur Abschaffung von Atomwaffen führen wird. Aber sie wird die Kirchen und ihre Mitglieder zu einer grundlegenden Prüfung ihrer eigenen impliziten oder expliziten Unterstützung einer Politik veranlassen, die implizit oder explizit auf dem Besitz und dem Einsatz dieser Waffen aufbaut.

Wir rufen die Kirchen dringend auf, ihre Regierungen - und zwar vor allem die derjenigen Länder, die über Atomwaffen verfügen - nachdrücklich aufzufordern, ein völkerrechtliches Instrument auszuarbeiten und zu ratifizieren, mit dem sowohl der Besitz als auch der Einsatz von Atomwaffen als Verbrechen gegen die Menschheit geächtet werden kann.

Wir bitten die Kirchen und ersuchen ihre Regierungen, das Recht auf Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen zu anerkennen und Möglichkeiten eines gewaltlosen alternativen Dienstes einzurichten.

Auf dieser Grundlage und im Geiste des Aufrufs der Fünften Vollversammlung an die Kirchen, «ihre Bereitschaft (zu) betonen, ohne den Schutz von Waffen zu leben», sind wir der Überzeugung, daß die Christen erklären müssen, daß sie es ablehnen, sich an einem Konflikt zu beteiligen, bei dem Massenvernichtungswaffen oder andere Waffen, die wahllos alles zerstören, eingesetzt werden.

Wir geben diese Erklärung aus tiefem seelsorgerlichem Verantwortungsbewußtsein ab. Es wird für die Christen und Kirchen nicht einfach sein, diese Überzeugungen zu leben, und wir erkennen an, daß die Konsequenzen dieser Überzeugungen für manche sehr viel schwerwiegender sein werden als für andere. Wir äußern diese Überzeugungen nicht, um andere zu verdammen oder zu verurteilen, sondern bekennen dabei gleichzeitig unsere Schwäche und rufen die Kirchen und Christen auf, einander in Liebe zu unterstützen, indem wir auf diese Weise zusammen bestrebt sind, unserer gemeinsamen Berufung gerecht zu werden, unseren einen Herrn Jesus Christus, den Friedefürsten, das Leben der Welt, zu verkündigen und ihm zu dienen.

* Nach der in Vancouver verteilten vorläufigen deutschen Übersetzung, ergänzt nach der englischen Schlußfassung.

ablenken von den Fragen der Gerechtigkeit, des Rassismus, des Hungers und der Armut. Gerade in der Dritten Welt ist nationales Sicherheitsdenken Auslöser solcher Unterdrückung; dabei erinnerte Boesak an den Propheten Jesaja, der vom Frieden als der Frucht der Gerechtigkeit spricht.

Das schärfste und zugleich apokalyptischste Bild des Rüstungswettlaufs und seiner potentiellen Folgen zeichnete die australische Wissenschaftlerin Helen Caldicott. 700 Milliarden Dollar verschlingen die Aufwendungen für konventionelle und atomare Waffen jährlich. Die Zerstörungen, welche allein schon durch die Explosionen in der ersten Stunde verursacht würden, übersteigen das Vorstellungsvermögen. Käme nur die Hälfte der Atomwaffen zum Einsatz, wären von den 1,3 Milliarden Menschen der nördlichen Hemisphäre 750 Mio Tote zu beklagen und 350 Mio Schwerverletzte, abgesehen von den Schäden in der Natur, verursacht durch die radioaktiven Strahlen. «Die einfache wissenschaftliche und medizinische Wahrheit ist, daß der Mensch nicht mehr Krieg führen kann.»

Die über uns hängende Todesnacht stellte *Dorothee Sölle* als Lebensleere dar. «Wenn wir uns vor Gott hinter unseren vielen Gütern verstecken, so daß Gott uns nicht berühren kann, dann sterben wir» – der Reichtum wirke wie eine schalldichte Mauer, so daß die Schreie der Unterdrückten und der Armen nicht mehr durchdringen. Ein System, welches auf Geld aufbaue, baue auch auf Gewalt auf, denn wer Geld zu seinem Gott gemacht habe, müsse «Sicherheit» zur Staatsideologie machen und Aufrüstung zur politischen Priorität.

Vor einigen Jahren hätten sich viele nach der Dritten Welt gesehnt, weil die Kämpfe dort klarer, die Fronten eindeutiger, die Hoffnungen unmittelbarer erschienen seien. Darin habe sich etwas geändert. «Unsere historische Aufgabe ist der Kampf für den Frieden und gegen den Militarismus. Das ist unsere Teilnahme an den Befreiungskämpfen der Dritten Welt ... Seit der neuen Hochrüstung, die die Gewaltherrschaft des Terrors verewigen soll, wissen wir, wo unser El Salvador ist. Unser Vietnam. Unser Soweto. Unser Befreiungskampf und unsere Konversion von Geld und Gewalt zu Gerechtigkeit und Frieden.» Wer sich auf solches einläßt, wird befreit von der Sinnlosigkeit des Lebens, unter welcher der reiche Jüngling litt, der alles hatte, nur nicht die Fülle des Lebens.

Schlußberichte, Resolutionen und Wahlen

Diese Beiträge und zahlreiche weitere steckten das Diskussionsfeld ab für die Gruppenarbeit und die *acht Fachbereiche* («Zeugnis in einer gespaltenen Welt», «Schritte auf dem Weg zur Einheit», «In Richtung auf mehr Partizipation», «Das Leben in Gemeinschaft teilen und heil machen», «Den Bedrohungen des Friedens und des Überlebens begegnen», «Für Gerechtigkeit und Menschenwürde kämpfen», «Lernen in Gemeinschaft», «Glaubwürdige Kommunikation»). Ausführliche Schlußberichte jeder Gruppe liegen vor, versehen mit einer ganzen Reihe von Empfehlungen.

Stichwortartig nur ein paar Hinweise:

- Zur Stärkung der Einheit wird den Kirchen Studium und Diskussion der Konvergenzerklärung von Lima empfohlen.
- Direkter Austausch unter Mitgliedskirchen soll durch häufigere und gut vorbereitete Gruppenbesuche gefördert werden.
- Eine theologische Beratungsgruppe soll dahin wirken, daß alle Programme des ÖRK theologisch kohärent miteinander verbunden sind.
- Die Mitgliedskirchen sollten in einem konziliaren Prozeß sich für Gerechtigkeit und Frieden einsetzen und sich darin gegenseitig unterstützen.

O RIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 39,- / Halbjahr DM 22,- / Studenten DM 28,-

Österreich: öS 300,- / Halbjahr öS 170,- / Studenten öS 200,-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Josef Rudin †

In Zürich starb am 3. September nach kurzer schwerer Krankheit in seinem 76. Lebensjahr unser Mitbruder und Redaktionsmitglied *Josef Rudin*.

Nach den Ordensstudien in Philosophie und Theologie und einem Doktorat in pädagogischer Psychologie an der Universität Freiburg/Schweiz trat er 1942 in unser Institut ein. Neben einer reichen Vortragstätigkeit arbeitete er an unserer Zeitschrift mit und äußerte sich zu Themen und Werken aus dem Gebiet der Pädagogik, der Psychologie und Psychotherapie, aber bald auch zu allgemeineren Kulturfragen, zum Menschenbild und zum Humanismus. Während er dann 1947-53 die Chefredaktion versah, begann er ab 1950 eine eigene Praxis in analytischer Psychologie, auf die er sich mit einer Lehranalyse im C. G. Jung-Institut in Zürich vorbereitet hatte. Als dann ab 1960 auch erfolgreiche Buchveröffentlichungen erschienen, wurde Pater Rudin zu einer Dozentur am Institut für Psychologie der Universität Freiburg/Schweiz berufen. Ferner habilitierte er in Innsbruck und wirkte dort einige Jahre als Honorarprofessor für Pastoralpsychologie. Als Dozent am C. G. Jung-Institut hielt er noch im letzten Wintersemester eine Vorlesung über psychische Zwänge. Diese ganze Tätigkeit ließ ihn zum Vermittler zwischen Theologie und Tiefenpsychologie werden. Sein Wirken soll ein späterer Nachruf würdigen. Hier möchten wir nur den Dank vorwegnehmen, den die Zeitschrift und unser Institut Pater Rudin schulden. Unsere Freunde bitten wir, seiner im Gebet zu gedenken.

Die Redaktion

- Die Kirchen selber sollten mehr zu einer teilenden und partizipatorischen Gemeinschaft werden, mit mehr Demokratie bei Entscheidungen und echten Partizipationsmöglichkeiten der Frauen und Jugendlichen.

Es wurden auch eine Reihe von Resolutionen verabschiedet und Erklärungen formuliert zu den verschiedenen Konfliktgebieten: Zentralamerika, Naher Osten, Afghanistan, Südliches Afrika, zur Welternährung, zur Situation der Pazifik-Inseln (Atomtests!), Rechte der Urvölker Kanadas, Sri Lanka, Armenien, US-Stützpunkte in den Philippinen. Diese Erklärungen und Resolutionen richten sich nicht nur an Regierungen und Politiker, werden doch genaue Angaben gemacht, in welcher Art die Kirchen selber beitragen können zur Bekämpfung der Ursachen der angeprangerten Menschenrechtsverletzungen. Weitere Aufgaben sind in den vom Plenum angenommenen Schlußberichten der 8 Fachgruppen formuliert, die nun von den Kirchen, ihren Gemeinden und aktiven Gruppen genau studiert und in die Tat umgesetzt werden sollten. Daß es sich dabei um nicht leicht erfüllbare Anliegen handelt, zeigt zum Beispiel die wichtige Erklärung für Frieden und Gerechtigkeit (vgl. *Kasten* auf Seite 191).

Wesentliche Verantwortung für die Durchführung der durch die Vollversammlung gefaßten Beschlüsse trägt im ÖRK der Zentrallausschuß, ein heuer wieder neu gewähltes, repräsentatives Gremium von 145 Vertretern der Kirchen und der Weltregionen.³ Zum neuen Vorsitzenden des ÖRK wurde *Heinz Joachim Held*, Präsident des Kirchlichen Außenamts der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD), gewählt. Somit sind die deutschen Kirchen – zusätzlich zu ihren finanziellen Leistungen – in besonderer Weise zum aktiven Mittragen der Anliegen von Vancouver aufgerufen. Daß im ebenfalls neu gewählten Präsidium erstmals die Schweiz, und zwar durch Dr. *Marga Bührig*, vertreten ist, dürfte der ökumenischen Arbeit nicht zuletzt der Frauen in diesem Land neue Impulse geben.

Tildy Hanhart, Zürich

³ In den neuen Zentrallausschuß wurden 38 Frauen und 17 Jugendliche gewählt. Im jetzt 7köpfigen Präsidium (bisher 6) sind 3 Frauen vertreten.